

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,50 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition, Berlin SW 68, Lindenstr. 8

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenspreis: Die einseitige Doppelseite
80 Pf., Reklamezeile 5 Pf. Ermäßigungen nach Tarif.
Postschicks: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 27 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Neue Preußenkoalition?

Interfraktionelle Besprechung um 3 Uhr.

Die Verhandlungen über eine Neugestaltung der preussischen Regierungskoalition haben bisher zu keinem anderen Resultat geführt, als daß heute nachmittag um 3 Uhr die erste interfraktionelle Besprechung der Parteiführer im Beisein des Ministerpräsidenten stattfinden soll.

Die demokratische Fraktion des Preussischen Landtags begann ihre Fraktionsführung kurz vor 11 Uhr. Sie hielt bei Beginn der Verhandlungen des Plenums noch an. Wie ein Nachrichtenbureau hört, werden die Demokraten die grundsätzliche Bereitschaft zur Bildung der Großen Koalition erklären, die Vorschläge aber, die zur Zeit erörtert werden, als nicht tragbar bezeichnen. Bekanntlich gehen diese Vorschläge dahin, daß der Handelsminister Schreiber durch einen Volksparteiler ersetzt wird, daß an Stelle des Kultusministers Dr. Becker der Abg. König-Potzdamm tritt, und daß der Einfluss der Deutschen Volkspartei im Kabinett dadurch vergrößert wird, daß sie den Posten eines Ministers ohne Portefeuille erhält.

Kampf der Schachpolitik!

Entschließung des Sozialdemokratischen Bezirksrates.

Der Sozialdemokratische Bezirksparteiitag für Berlin nahm am Sonntag nach eingehender Aussprache über die Finanznot der Städte folgende Entschließung zur Finanzreform an:

„Der außerordentliche Bezirksparteiitag der SPD. Berlin erhebt in dem von der Reichsregierung geplanten Finanzprogramm eine ernste Befürchtung der deutschen Arbeiterklasse. Er fordert von der Reichstagsfraktion, im Kampf um die Kostenverteilung alle Kraft für die Bekämpfung der Steuerforderungen einzusetzen, welche die Kaufkraft der breiten Masse einschränken. Gleichzeitig mit den erforderlichen wirtschaftlichen Maßnahmen zum Zwecke der Arbeitsbeschaffung muß ein ausreichender sozialpolitischer Schutz für die Opfer der schlechten Arbeitsmarktlage verlangt werden. Die zur Unterstützung der gesteigerten Zahl von Erwerbslosen notwendigen Reichszuschüsse an die Erwerbslosenversicherung müssen in den neuen Reichshaushalt eingestellt werden. Angesichts der großen Zahl von langjährig Erwerbslosen und Ausgesteuerten bedarf die geltende Verordnung über die Krankenfürsorge eines Ausbaus. In den Haushaltsberatungen sollten die für Volkswirtschaft und Bauwesen erforderlichen Mittel vorweg beschleunigt bewilligt werden.“

Um die Beschäftigungsmöglichkeiten zu vergrößern und den Arbeitsmarkt erleichtern zu können, muß das Reich aus der heutigen unerträglichen Abhängigkeit vom Finanzkapital befreit werden. Die völlige Ausgleichung des Reichshaushalts ist deshalb eine vordringliche Forderung der Arbeiterklasse. Dabei muß der soziale Bedarf unter allen Umständen gesichert werden, auch wenn zu seiner Deckung die Erschließung neuer Steuerquellen notwendig wird.

Eine weitere Beteiligung der Sozialdemokratie an der Reichsregierung liegt nur dann im Interesse des arbeitenden Volkes, wenn es gelingt, die Forderungen des Reichsverbandes der deutschen Industrie und der bürgerlichen Parteien abzuwehren, die sich gegen die Arbeiterklasse richten.“

Ausführlicher Bericht über die Verhandlungen des Bezirksparteiitages geben wir auf der dritten Seite dieses Blattes.

Zentrumsbeschlüsse.

Der Reichsvorstand dankt den Zentrumministern.

Der Reichsparteivorstand des Zentrums hat am Sonntag unter dem Vorsitz des Prälaten Kaas eine den ganzen Tag andauernde Sitzung abgehalten. In der Vormittagsitzung wurden lediglich organisatorische Fragen erörtert. In der Nachmittagsitzung erstattete Reichsminister Dr. Wirth ein eingehendes Referat über die Haager Ergebnisse. Nach kurzer Aussprache wurde eine Entschließung angenommen, in der dem Minister Dr. Wirth und den anderen Ministern der Zentrumspartei der Dank der Partei für ihre „unermüdbaren Versuche, eine den politischen Auffassungen der Zentrumspartei entsprechende, den Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes Rechnung tragende Lösung der im Haag zur Beratung stehenden Fragen zu finden“, ausgesprochen wird.

Im weiteren Verlaufe der Aussprache wurden dann hauptsächlich die wirtschaftlichen und finanziellen innenpolitischen Auswirkungen der Haager Beschlüsse erörtert.

Koalitionsstreit in Frankreich.

Der Pariser Parteitag über die Bedingungen für Regierungsteilnahme.

Paris, 27. Januar. (Eigenbericht.)

Der sozialistische Parteitag, der am Sonntagabend beendet wurde, hat sich mit über 500 Stimmen Mehrheit gegen die Regierungsbeteiligung ausgesprochen. Die mit 2066 gegen 1507 Stimmen bei 35 Stimmenthaltungen angenommene Entschließung Lebas hat folgenden Wortlaut: „Der Kongress erklärt 1. daß er dem Programm der Partei treu bleibt, 2. daß er die Entscheidung des Generalrates vom 28. und 29. Oktober 1929 (Ablehnung des radikalsozialen Angebots zur Bildung einer gemeinsamen Linkregierung) aufhebt, 3. daß die Partei jederzeit bereit ist, die Verantwortung für die Regierungsgeschäfte zu übernehmen, jedoch unter der Bedingung, daß sie die Regierung entweder allein übernimmt oder wenigstens die Majorität oder die Leitung in der Regierung inne hat und auf Grund eines Programms von eindeutig sozialistischem Charakter. 4. Was die eventuelle Beteiligung der Sozialisten an einem Koalitionskabinett betrifft, so ist erstens dieser Gedanke für die gegenwärtige Legislaturperiode ganz abzulehnen; er kann überhaupt nur im Falle von „außerordentlichen Bedingungen“ in Betracht gezogen werden, falls ein Parteikongress oder Generalrat die Bedingung als solche anerkennt. In den beiden oben vorgezeichneten Fällen hat die betreffende Versammlung selbst die Auswahl der sozialistischen Minister zu treffen.“

Die Diskussion verlief nach dem außerordentlich lebhaften Auftakt am Sonntag ziemlich ruhig. Alle Redner stimmten übrigens darin überein, daß die Frage der Regierungsbildung als rein tatsächliche Frage zu betrachten sei und zu keiner Spaltung Anlaß geben könne. In der Diskussion hatte insbesondere der einstige Abgeordnete und Vizepräsident der Kammer, Groussier, ein alter, weißbärtiger Veteran der sozialistischen Partei, starken Eindruck zu verzeichnen. Er erklärte, früher oder später müsse die Partei doch unter dem Druck der Tatsachen in die Regierung eintreten. Aber

hier liegt nicht die Frage. Die Frage sei vielmehr die, ob die Sozialisten

innerhalb oder außerhalb der Regierung die Welt am besten nach sozialistischen Ideen gestalten könnten.

Als er noch der Kammer angehört habe, habe man Millerand ausgetrieben, weil er in das Kabinett Waldeck-Rousseau eingetreten sei. Man habe seinerzeit zunächst gegen diese Kabinett gestimmt. Als es dann aber von der Reaktion bedroht worden sei, habe man dem gleichen Kabinett treue Unterstützung geliehen. Diese tatsächlichen Stimmungsänderungen hätten der Partei Daniels nichts geschadet. So werde es ihr auch heute nichts schaden, ob sie nun in die Regierung eintrete oder nicht. Die Hauptsache sei, daß die Partei ihr Ziel, die Sozialisierung der Gesellschaft, weiter verfolge.

Emile Kahn, der als Vorkämpfer für die Regierungsbeteiligung bekannt ist, warf vor allem die Frage auf, ob die Partei nicht auch die Pflicht habe, die Reaktion zu bekämpfen; wo und wie es nur möglich sei. Man müsse doch vernünftigerweise zunächst versuchen, Lefforge zu erringen, um damit den Grundrieg sicherzustellen. Vincent Auriant seinerseits betonte, daß er in dem Kampf um die Regierungsbeteiligung eigentlich neutral sei. Er sei 1924 unbedingt für die Regierungsbeteiligung eingetreten. Heute aber, bei der Zusammenlegung der gegenwärtigen Kammer, könne er sich dazu nicht mehr entschließen. Mit dem Abgeordneten Lebas endlich kam einer der Führer der „Anti-Regierungsfraktion“ zu Wort. Es wäre Selbstmord gewesen, erklärte der Redner, wenn die Partei das Angebot Daladiers angenommen hätte.

Die Zerstückelung des Sozialversicherungsgesetzes, die Genehmigung des Flottenbauprogramms und die neuen Festungsbauten

zeigten deutlich, wie reaktionär und sozialistenfeindlich die gegenwärtige Kammer sei. Es sei also ausgeschlossen, daß in ihr eine entschiedene Linkregierung eine Mehrheit finden könnte. Zu einem heftigen Zwischenfall kam es, als Deat im Auftrage der Minderheit von der Tribüne herab erklärte, daß seine Freunde das unstrittige Problem der Regierungsbeteiligung nach wie vor nicht als endgültig gelöst betrachten und in der Partei gegen die Auffassung der Mehrheit weiter kämpfen würden. Paul Faure wandte sich entschieden gegen diese Ausführungen, während der Vorsitzende den Vorstoß der Minderheit bedauerte. Nach kurzen Ausführungen Brodes und Jironstis schloß Paul Faure die Debatte ab. Ein Kabinett Daladier wäre niemals ins Lande gewesen, die Macht in der Hand zu behalten. Im übrigen sei es jetzt genug des Streitens um diese leidige Frage. Wenn die Minderheit sich mit dem ablehnenden Entschluß des Delegiertentages nicht habe zufriedengeben wollen, habe die Partei zwei volle Arbeitsmonate verloren. Er selbst sei a priori und unter allen Umständen gegen die Regierungsbeteiligung, aber es gelte jetzt vor allem, und er hoffe dabei die volle Mithilfe der Minderheit zu finden, die Partei durch intensive Propaganda so zu stärken, daß sie nach den Wahlen von 1932 auch wirklich mit Erfolg das Ruder der Regierungsgewalt ergreifen könne. Er sei sich vollkommen klar darüber, daß die Sozialisten in der Regierung Entscheidendes tun könnten. So z. B. hätte er, wenn er Ministerpräsident wäre, die Einladung zur Londoner Flottenkonferenz nicht angenommen, um dort vielleicht die Abrüstung allmählich und möglichst langsam vorzubereiten, sondern er hätte, genau dem Beispiel Danemarts folgend, wirklich und tatsächlich bis zum äußersten abgerüstet.

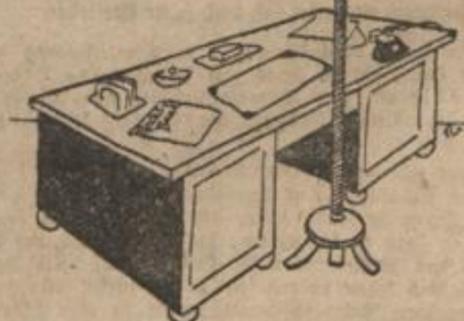
Das Schlusswort endlich hatte der Parteiführer Léon Blum, der in eindrucksvollen Worten zur Disziplin, Einigkeit und zum Gehorsam im Dienste der Parteideale aufforderte.

Eine ganze Fischerfamilie untergegangen.

London, 27. Januar.

Wie aus Oslo gemeldet wird, sind zehn Männer, Mitglieder einer einzigen Familie, im Bergesfjord ertrunken. Ein Schoner, der von einem 77jährigen Fischer, seinen beiden Söhnen, zwei Enkeln, vier Schwiegeröhnen und einem Schwager bemannt war, ging im Sturm unter. Alle zehn Personen ertranken.

Der Reichsbankpräsident



Wie er sich den höchsten Posten im Reich denkt.

Ueberfall auf Autoausflügler. Kommunistische Jugendgruppe betätigt sich „revolutionär“.

Eine aus etwa 40 Mitgliedern bestehende kommunistische Jugendgruppe überfiel am Sonntagabend in Berlin-Köpenick mehrere Privatautomobile, löste die Fensterhebeln der Wagen ein und belästigte die Insassen. Einzelne Wagen wurden mit einem förmlichen Steinbombardement belegt. Das alarmierte Ueberfallkommando nahm einen Teil der „Weltrevolutionäre“ fest.

Die Jugendgruppe, ausschließlich Burschen und Mädchen im Alter zwischen 16 und 18 Jahren, hatten am Sonntag einen Ausflug unternommen. Bei Einbruch der Dunkelheit legte sich der größte Teil auf der Köpenicker Chaussee, die durch den Stadtpark führt, auf die Lauer. Der restliche Teil stellte sich auf die Straße und zwang so die herannahenden Autos abzustoppen und zu halten. Im gleichen Augenblick erfolgte von beiden Seiten der Chaussee ein Steinbombardement. Dann drangen die Kommandos mit erhobenen Stöcken auf die Wagen ein und schlugen alles kurz und klein. Wiederholt hörte man Rufe „Uns gehört die Straße!“ Als die Wageninsassen merkten, was geschehete, fuhren sie mit Vollgas davon. Ueberfallen wurden nicht weniger als sieben Wagen, von denen vier in schwer beschädigtem Zustand vor das Köpenicker Polizeipräsidium fuhren und das Ueberfallkommando alarmierten. Ihm gelang es, neun Jugendliche, darunter zwei Mädchen, die an dem Ueberfall beteiligt waren, festzunehmen und dem Polizeipräsidium zuzuführen. Die anderen rühten nach dem Muster ihrer kommunistischen Führer aus, als sie das Ueberfallkommando entdeckten. Sämtliche festgenommenen „Weltrevolutionäre“ leugnen, an dem Ueberfall beteiligt gewesen zu sein. Die Insassen der überfallenen Wagen behaupten jedoch übereinstimmend, daß die in Haft genommenen Jugendlichen an den Ueberfällen beteiligt gewesen sind.

Wie wir erfahren, werden die neun Täter, sieben junge Burschen und zwei Mädchen, dem Jugendrichter vorgeführt werden, wo sie sich wegen Landfriedensbruch, Bedrohung, Transportgefährdung usw. zu verantworten haben. Die Abteilung IA des Berliner Polizeipräsidiums hat heute morgen die Fahrer der von den kommunistischen Jugendlichen bombardierten Wagen vernommen. Dabei hat sich herausgestellt, daß die Angreifer regelrecht die Straße gesperrt und die Fahrer der Fahrzeuge gezwungen hatten, anzuhalten. Die Automobilisten wurden durch Knüppel und Stöcke gezwungen, das Licht auszuschalten, und dann erst begann das Bombardement, da die Jugendlichen hofften, im Schutze der Dunkelheit unerkannt zu bleiben. Die Beschädigung der Fahrzeuge ergab, daß die Burschen in der rohesten Weise gegen die Insassen der Kraftwagen vorgegangen sind, und nur durch ein Wunder blieben die Fahrer und ihre Begleiter unversehrt, da an einem Wagen nicht weniger als drei Scheiben eingeschlagen wurden, so daß Hunderte von Scherben in dem Fahrzeug umherlagen. Durch die Vernehmungen im Polizeipräsidium konnte zunächst festgestellt werden, daß die Teilnehmer an dem ebenso tödlichen wie gefährlichen Ueberfall einer bestimmten Jugendgruppe der kommunistischen Partei angehören, die am Sonntag einen Ausflug nach dem Müggelsee gemacht hatte.

„Bestätigt.“

Innenminister Fric, Sozialdemokraten und Kommunisten

Tag für Tag wiederholt die „rote Fahne“ den auf die politische Verblödung ihrer Leser spekulierenden Satz, daß der nationalsozialistische thüringische Innenminister Fric von den Sozialdemokraten Severing und Hermann Müller „bestätigt“ worden sei. Wer nur ein klein wenig die Reichsverfassung kennt, der weiß, daß die Ministerwahl Sache der einzelnen Länder ist, und daß der Reichsregierung ein Bestätigungsrecht über die in den Ländern gewählten Minister überhaupt nicht zusteht.

Das blödsinnige Gerücht der „Roten Fahne“ soll mir von der Tatsache ablenken, daß Herr Fric seinen Thüringer Ministerposten — politisch gesehen — einzig und allein den Kommunisten verdankt. Die Thüringer Kommunisten haben mit ihrer Hege der Sozialdemokratie einen Teil des Mitgliederbestandes abgejagt und sie zu blühendem Wortradikalismus erzogen, um sie sehr rasch an die Radikalfaschisten vom anderen Flügel abzugeben! Gerade in Thüringen hat sich deutlich das Fluktieren der radikalfaschistischen und unorganisierten Wähler von den Kommunisten zu den Nationalsozialisten gezeigt: von den rund 60 000 Wählern, die die Nazis bei den Dezemberwahlen als Gewinn buchen konnten, kamme nur die Hälfte aus dem bürgerlichen Lager, während 30 000 von den Kommunisten kamen! Die kommunistischen Stimmen in Thüringen waren von 117 000 (bei der Landtagswahl von 1927) auf 85 000 zurückgegangen. Die Nationalsozialisten waren von 30 000 auf rund 90 000 gewachsen. Die Sozialdemokratie hatte ihre Stimmzahl dagegen nicht nur behauptet, sondern mit 257 000 auch noch um einige Tausend vermehrt. Genau wie die Ziffern der lächlichen Städte, zeigt auch das Thüringer Ergebnis, daß die kommunistische Verheugung und Zerstückelung es erst den Nationalsozialisten ermöglicht, in der Arbeiterschaft Fuß zu fassen und damit Regierungsmehrheit zu erlangen. Herr Fric verdankt sein Innenministerium nicht der Sozialdemokratie, sondern den Kommunisten!

Wahlsieg in Mitteldeutschland. Der Kommunistenberd wird ausgeräuchert.

Weihenfels, 27. Januar. (Eigenbericht.) Bei den gestrigen Vertreterwahlen zum Bezirks-Kommunisten-Verband Weihenfels-Naumburg errang die von der Sozialdemokratischen Partei getragene Kandidatliste einen glänzenden Sieg. Obwohl die Kommunisten seit November v. J. eigens einen Kommissar von Berlin nach Weihenfels geschickt hatten, dessen Aufgabe lediglich der Vorbereitung und Durchführung dieser Wahlen diente, und obwohl die KPD-Zentrale ihre Bezirksleitung in Halle und Unterbezirksleitung in Weihenfels alle Kräfte eingesetzt hatten, ja sogar der gesamte Vorstand des Weihenfels-Kommunistenvereins sowie seine Angestellten und Autos am Wahltage nur zu diesem Zweck tätig sein ließ, haben sie eine vernichtende Niederlage erlitten. Die in Umfragen verbreiteten Flug- und Druckschriften, welche in der gemeinsten und unflätigsten Weise an die niedrigsten Instinkte appellierten und verantwortlich gezeichnet wurden von Reichs- und Landtagsabgeordneten, haben nicht vermocht, die Niederlage zu verhindern. Die Wahlbeteiligung stieg von 38 Prozent im Jahre 1927 auf 60 Prozent bei dieser Wahl! Die Kommunisten konnten ihre Stimmzahlen zwar gegen 1927 auf 1270 auf 1404, das ist um 11,5 Prozent, steigern, aber die „Kandidatliste“ gewann 51,6 Prozent, ihre Zahl stieg von 1284 auf 1454! Der Zuwachs der Kandidatliste betrug demnach 670 Stimmen, während die Stimmen der KPD, sich nur um 134 vermehrten.

Ins der Gegenüberstellung dieser Zahlen läßt sich folgern, daß die Arbeiter in diesem Bezirk endlich den verwerflichen Einfluß der KPD erkannt haben.

Der Reichsrichter vor Gericht.

Der neue Jörns-Prozess.

Vor der Strafkammer des Landgerichts I begann heute morgen die Berufungsverhandlung in der Sache Jörns-Bornstein. Im gleichen kleinen Schwurgerichtssaal des alten Kriminalgerichts bestellte das Schöffengericht Berlin-Mitte am 27. April v. J. dem jetzigen Reichsanwalt und ehemaligen Kriegsgeschichtsrat Jörns, daß er den Mördern Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts Vorschub geleistet habe und sprach den Redakteur des „Tagebuchs“, Bornstein, der diese Behauptung aufgestellt hatte, von der Anklage der verleumdlichen Beleidigung frei. Gegen diesen Urteil hat der Nebenkläger Jörns, nicht die Staatsanwaltschaft, Berufung eingelegt.

Den Vorsitz in der auf drei Wochen berechneten Verhandlung führt Landgerichtsdirektor Höhr; die Anklage wird vom Oberstaatsanwalt Köhler vertreten. Den Angeklagten Bornstein vertritt wieder Rechtsanwalt Dr. Paul Leot; dem Nebenkläger steht diesmal Justizrat Dr. Löwenstein zur Seite.

Der Gegenstand der Anklage wird aus der Verlesung des ersten Urteils ersichtlich. Im „Tagebuch“ vom 24. März 1928 war ein Artikel „Kollege Jörns“ erschienen. Am Schluß dieses Aufsatzes, der sich mit der Rolle des Reichsanwalts Jörns als früherer Untersuchungsrichter in dem Verfahren wegen der Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs beschäftigte, wurde die Frage aufgeworfen: Wie kommt er (Jörns) auf diesen Posten, für den wenige deutsche Juristen ungeeigneter sind als er? Aber abgesehen von der Befähigungsfrage: Gegen diesen Mann schwebt mindestens noch immer der dringende Verdacht, daß er als Anführer jenes Oberleutnants Vogel dessen Flucht selbst förderte... Wie eine solche Erscheinung am obersten deutschen Gericht als Reichsanwalt fungieren kann, ist unerfindlich!

Das Gericht erster Instanz stellte demgegenüber fest:

Erwiesen ist, daß der Nebenkläger bei der Führung der Untersuchung 1. Spuren, die zur Aufklärung dienen konnten, nicht aufgenommen hat; 2. Spuren, deren Wichtigkeit er erkannt hatte, nicht verfolgt; 3. Spuren vernachlässigt, indem er das Gegenteil des Ermittelten ins Protokoll aufnahm; 4. Zustände duldete, die, wie ihm bekannt war, geeignet waren, den Sachverhalt zu verdunkeln und das Ergebnis der Untersuchung zu gefährden... Es handelt sich darum, ob der Nebenkläger durch sein Verhalten das Ergebnis der Untersuchung gefährdet hat. Tat er dies dergestalt, daß es dem Täter zum Vorteil gereichen konnte, so hat er ihm Vorschub geleistet. Daß er dies tat, hält das Gericht nach dem Ergebnis der Hauptverhandlung für erwiesen. Wenn aber der Nebenkläger dem Täter Vorschub geleistet hat, so ist die Folgerung des Angeklagten berechtigt, daß der Nebenkläger zu einer Tätigkeit im Verbands der Reichsanwaltschaft nicht geeignet ist... Der Angeklagte war deshalb freizusprechen.

Die Verlesung des Urteils nimmt mehr als eine Stunde in Anspruch. Nach einer kurzen Pause erklärt der Angeklagte Bornstein auf die Frage des Vorsitzenden, daß er als Redakteur sich dessen wohl bewußt gewesen sei, daß der Inhalt des Artikels für den Nebenkläger Jörns beleidigend sein müßte. Die Redaktion habe absichtlich den Verfasser nicht genannt, um selbst die Verantwortung für den Artikel zu übernehmen. Sie habe dessen Inhalt nachgeprüft und den Artikel umbedeutet.

Justizrat Dr. Löwenstein will wissen, ob es dem Angeklagten bekannt gewesen sei, daß der im Artikel erwähnte Berthold Jakob der Verfasser war und in einem Landesverratsverfahren, in dem der Nebenkläger Jörns eine Zuchthausstrafe beantragt habe, verurteilt worden sei. Da der Angeklagte eine Antwort auf diese Frage verweigert, beantragt Justizrat Löwenstein die Verlesung eines Artikels vom 1. Mai 1929, der in einem Morgenblatt erschienen, Berthold Jakob unterzeichnet ist und die Uberschrift trägt „Staats-

anwalt R. lüftet das Visier“ — mit Staatsanwalt R. war feinerzeit auch der im „Tagebuch“ erschienene Artikel unterzeichnet. Rechtsanwalt Dr. Beol bittet, den Antrag abzulehnen. Der Verfasser des inkriminierten Artikels sei in diesem Falle gleichgültig, da der Angeklagte die Verantwortung für die Täterschaft übernehme. Im Falle der Verlesung des Artikels wäre die Verteidigung gezwungen, auf die

besondere Rolle des Nebenklägers Jörns in dem Landesverratsverfahren gegen Berthold Jakob

einzugehen. Im übrigen habe es sich um ein Verfahren gehandelt, in dem grundsätzlich festgestellt werden sollte, in welchem Rahmen in Deutschland politische Gedanken propagiert werden dürfen. Berthold Jakob ist trotz des Zuchthausantrages des Reichsanwalts Jörns zu einer neunmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt worden, und das Reichsgericht hat seine Entscheidung wegen deren grundsätzlichen Bedeutung veröffentlicht.

Als das Gericht sich zur Beratung über den Antrag des Justizrats Löwenstein zu beziehen will, erklärt Dr. Beol, daß der Angeklagte wohl zugebe, von verschiedenen Artikeln Kenntnis gehabt zu haben, in denen Berthold Jakob sich zum Verfasser des Artikels im „Tagebuch“ bekannt habe. Justizrat Löwenstein erklärt, sich mit dieser Erklärung des Angeklagten begnügen zu wollen.

Der Vorsitzende beginnt die Vernehmung des Nebenklägers Jörns als ersten Zeugen.

Dieser erklärt ganz allgemein, er müsse sämtliche gegen ihn erhobenen Vorwürfe als gänzlich unbegründet zurückweisen, er habe nur so gehandelt, wie ihm Gesetz und Pflicht vorschrieben, und er habe in den schwierigen Verhältnissen der damaligen Zeit nicht anders handeln können.

Das Gericht tritt in die Erörterung der einzelnen gegen den Zeugen erhobenen Vorwürfe ein. Der erste der Vorwürfe geht dahin, daß er bei der Uebernahme der Untersuchung in Sachen der Ermordung Rosa Luxemburgs seinem Kollegen, den Kriegsgeschichtsrat Kurzig, von der Untersuchung in der Sache der Ermordung Karl Liebknechts verdrängt habe.

Zeuge Jörns erzählt, wie er am 16. Januar dem Gerichtsherrn und Kommandeur der Gardesabatterie-Schützendivision General Hoffmann und dem Kriegsgeschichtsrat Kurzig begegnet sei und dabei den Auftrag erhalten habe, die Untersuchung in der Ermordung Rosa Luxemburgs zu übernehmen. Er habe am selben Tage den Chef der Justizabteilung des Kriegsministeriums, Müller, aufgesucht und ihm erklärt, daß er ihm durch Betrauung mit der schwierigen Aufgabe der Untersuchung seinen Gefallen getan habe. Auf Veranlassung des Generals Hoffmann sei er

am 20. Januar in das Edenhotel übergesiedelt.

General Hoffmann bestand darauf, weil ja sämtliche Personen, die in der Sache vernommen werden mußten, im Edenhotel wohnen und der Berichtsherr ihn stets bei der Hand haben wollte. Da in der Sache der Ermordung Rosa Luxemburgs vorläufig polizeiliche Ermittlungen im Gange waren, er aber den äußeren Zusammenhang zwischen dieser Sache und der Ermordung Karl Liebknechts erkannt hatte, Kriegsgeschichtsrat Kurzig außerdem, wie dieser ihm einmal gesagt hatte, mit den Divisionsgeschäften überlastet war, regte er am 18. Januar gelegentlich einer Unterredung mit General Hoffmann an, ob er nicht auch die Untersuchung in der Ermordung Karl Liebknechts übernehmen solle. General Hoffmann meinte dazu, daß er wohl damit einverstanden sei, da er das Empfinden habe, als wäre Kriegsgeschichtsrat Kurzig, der eben erst seinen Abschied gemacht habe, der Sache nicht gewachsen. Am 18. Januar, abends, wurde darauf Jörns mit der Untersuchung in der Sache Karl Liebknechts betraut.

Im Nordpolaris umgekommen.

Das Flugzeug Eielsons in Alaska aufgefunden.

New York, 27. Januar. (Eigenbericht.) Das Flugzeug des bekannten Nordpolflegers Eielson ist am Sonnabend in Alaska von amerikanischen Soldaten aufgefunden worden. Der Bericht der Soldaten an die Militärbehörden in Washington besagt nichts darüber, ob Eielson selbst auch aufgefunden wurde. Eielson ist seit dem 8. November des vergangenen Jahres verschollen. Es wird allgemein angenommen, daß er längst ein Opfer der Eismassen geworden ist. Er flog feinerzeit auf, um ein an der nordpolarischen Küste im Eise feststehendes amerikanisches Schiff mit Proviant zu versorgen.

Glattteis in Wien.

Wien, 27. Januar. Sonntag abend ging über Wien ein heftiger Regen nieder, wodurch die Straßen infolge der einsetzenden Kälte mit Glattteis überzogen wurden. Von Mitternacht an war das Betreten der Straßen äußerst gefährlich. Auch die Automobile konnten nur sehr langsam und mit großer Vorsicht vorwärtskommen. Die Bürgersteige wurden zwar bald mit Sand bestreut, doch die Straßenübergänge konnten nicht so schnell mit Sand gesichert werden. Infolgedessen erlitten nicht weniger als 30 Personen schwere Brüche und mußten schwerverletzt den Krankenhäusern zugeführt werden. Außerdem ereigneten sich über 100 kleinere Unfälle.

Liebestragödie in Charlottenburg.

Ehemann vergiftet sich und seine Geliebte.

Im Hause Machandelweg 1 in Charlottenburg spielte sich in der Nacht zu heute eine furchtbare Liebestragödie ab. Der 36jährige Arbeiter Hans Banje vergiftete sich mit seiner Geliebten, der 19jährigen Ilse Affeldt, durch Gas.

Banje war verheiratet; hinter dem Rücken seiner Frau unterhielt er jedoch seit einiger Zeit Beziehungen zu dem jungen Mädchen. Der Mann hat dann später offenbar wiederholt versucht, sich von seiner Frau zu trennen, ließ dabei jedoch auf deren Widerstand. Zum Wochenende weiße Frau B. außerhalb Berlins und gestern abend kehrte sie erst spät wieder zurück. Als sie das Schlafzimmer ihrer Wohnung betrat, wußte sie eine schreckliche Entdeckung machen. In dem völlig mit Gas erfüllten Raume lagen ihr Mann und seine Geliebte leblos auf dem Fußboden. Die Feuerwehr wurde zu Hilfe gerufen, alle Bemühungen um die beiden Lebensmüden blieben jedoch ohne Erfolg.

Allem Anschein nach hat sich das Paar schon längere Zeit mit Selbstmordgedanken getragen und die längere Abwesenheit der Frau benutzte, um gemeinsam in den Tod zu gehen. Die Leichen wurden beschlagnahmt und in das Charlottenburger Schauhaus gebracht.

Wieder Falschmünzer am Werk.

Eine fünfköpfige Bande ausgehoben.

Nürnberg, 27. Januar. In Sulzbach in der Oberpfalz waren falsche Fünfmärkstücke in Zahlung gegeben worden. Die Verurteilter konnten im Laufe des Sonnabends von der Polizei in Rosenbergr festgenommen werden. In Nürnberg wurde daraufhin eine gut eingerichtete Falschmünzwerkstätte ausgehoben. Das ganze Material, das auch Vorbereitungen zur Anfertigung von falschen Fünfpennig-Stücken erkennen ließ, wurde beschlagnahmt. In ganzen sind etwa 200 Stück falsche Fünfmärkstücke in Umlauf gesetzt worden. Die Falschmünzer arbeiteten seit etwa 14 Tagen und haben die Stücke in Regensburg, Schwabach, Fürth und Nürnberg verausgabt. Es handelt sich um den Inhaber einer mechanischen Werkstatt, Karl Egger, seinen Bruder Alois Egger, den Radio-techniker Höchstetter, die Arbeiterin Vandgraf und die Maschinenführerin Franziska Höchstetter.

Sämtliche Beschuldigte, mit Ausnahme von Frau Höchstetter, befanden sich am Sonnabend auf der Fahrt in die Tschekoslowakei, wo sie das falsche Geld abgeben wollten.

Noch ein Autoüberfall.

Kauen, 27. Januar.

In Liegow, wo für heute eine nationalsozialistische Führerversammlung angesetzt war, erschienen mittels Kommunisten aus Kauen, die durch kommunistische Abordnungen aus Berlin und Reghin verstärkt waren. Sie versuchten, in das Lokal, in dem die Nationalsozialisten tagten, einzudringen, wurden aber zurückgedrängt. Die Kommunisten belagerten darauf etwa eine Stunde lang das Lokal, zogen sich dann aber zurück, ehe das telephonisch herbeigerufene Ueberfallkommando aus Potsdam eingetroffen war. In Kauen, wo der Stahlhelm heute eine Ostmarken-Landung veranstaltete, wurden eingehende Stohlheimer von Kommunisten überfallen und schwer mißhandelt.

Das Landesfinanzamt erläßt eine „Öffentliche Aufforderung“ zur Abgabe von Steuererklärungen für die Frühjahrsveranlagung 1930. Die Vorbrude werden den Steuerpflichtigen zugelandt; die Nichtzulassung eines Vorbrudes entbindet nicht von der gesetzlichen Verpflichtung zur Abgabe einer Steuererklärung.

Sozialdemokratischer Bezirkstag.

Die Finanznot der Städte. — Kampf der Schacht-Politik!

Am Memorial des Preussischen Staatsrats sind gestern der außerordentliche Bezirksparteitag der Sozialdemokratie, Bezirksverband Berlin, statt. Reichstagsabgeordneter Genosse Franz Künzler eröffnete die Tagung mit dem Hinweis, daß uns nicht nur die Rot der Kommunen befallige, sondern daß auch am politischen Himmel Wolken aufziehen. Eine erneute Hege der Kommunisten gegen die Sozialdemokratie hat eingesetzt, wir Berliner Sozialdemokraten werden uns darum bemühen, daß dem kommunistischen Zentralkomitee der Wunsch nach einem Verbot der kommunistischen Partei nicht erfüllt wird. Die „rote Fahne“ schrieb heute von einer Zerfetzung der Berliner Sozialdemokratischen Parteiorganisation. Diese Zerfetzung zeigt sich darin, daß wir heute

78 553 zahlende Mitglieder in Berlin

aufweisen. (Sebhoffer Beifall.) Die Zahl wird aber noch größer werden!

Dann ergriff das Wort

Stadtkämmerer Bruno Asch-Frankfurt a. M.

zu einem Referat über „Die Finanznot der Gemeinden“. Finanzwirtschaft und Finanzpolitik der Gemeinden stehen, so führte er aus, seit Jahren im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Besonders in den letzten Monaten hat die deutsche Öffentlichkeit sich mit der finanziellen Situation der Kommunen befaßt. Unabhängig von der Frage, wer die Schuld trägt: Die Tatsache bestehender Notzustände kann nicht bestritten werden. Es handelt sich dabei in der Hauptsache um Fehlbeträge in der laufenden Haushaltsabrechnung; in einer großen Reihe von Städten wird seit Jahren mit Fehlbeträgen gearbeitet. Jahr für Jahr sind die Defizitbeträge vorgetragen oder durch die Auflösung früher gebildeter Reserven ausgeglichen worden. Dies ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß von vornherein bei der Aufstellung des Haushaltsplanes für das laufende Jahr von den Grundätzen einer vorsichtigen Finanzwirtschaft abgewichen wurde.

Vor allem aber hat die katastrophale Entwicklung der Arbeitsmarktlage ihre verwüstenden Wirkungen auf die Gemeindefinanzen ausgeübt.

Durch die Reuregelung der Erwerbslosenfürsorge in der Form von Arbeitslosenversicherung sind die Gemeinden zwar von ihren bisherigen Anteilen an den Kosten der allgemeinen Erwerbslosenfürsorge befreit worden. Aber der Umstand, daß die Gemeinden genötigt sind, bei den niedrigeren Lohnlöhnen schon den von der Erwerbslosenversicherung betreuten Personen zusätzliche Unterstützung zuteil werden zu lassen und den von der Arbeitslosenversicherung erfassten Kreis der Erwerbslosen in starkem Maße durch die Wohlfahrtsämter ergänzend unterstützen zu lassen bringt erhebliche Ausgaben für das kommunale Budget. Das Schwerkgewicht der Belastung ergibt sich weiter daraus, daß durch die Dauer der Erwerbslosigkeit, unter der wir in Deutschland zu leiden haben, die Zahl der Personen ununterbrochen wächst, die von der Arbeitslosenversicherung und der Arbeitsfürsorge ausgefüllt werden und damit jeder Unterstützung aus der Reichskasse verlustig gehen. Diese ständig zunehmende Zahl von Erwerbslosen muß in so großem Umfange von der kommunalen Wohlfahrtsfürsorge übernommen werden. Da es sich dabei um Menschen handelt, die mindestens ein halbes Jahr, meistens aber mehr als ein Jahr erwerbslos, also ohne geregeltes Einkommen gewesen sind, befinden sie sich zumeist in wirtschaftlichen Verhältnissen, die jeder Beschreibung spotten. Es ist nicht nur nötig, daß die Gemeinde weiter den notdürftigsten Lebensunterhalt gewährleistet, sondern es müssen auch in wachsendem Umfange einmalige Zuwendungen erfolgen, um wenigstens die notwendigen Anschaffungen zu ermöglichen.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß alle Voranschlagsjournale der kommunalen Budgets über den Haufen geworfen werden und finanzielle Anforderungen in unvorhergesehenem Ausmaß eintreten.

Als erschwerend kommt hinzu, daß die Zahl der Wohlfahrtsarbeitslosen nicht den Tendenzen der allgemeinen Arbeitslosigkeit folgt, sondern daß infolge der in dieser Hinsicht verfehlten Konstitution der Erwerbslosenversicherung selbst bei sinkender Arbeitslosenziffer die Zahl der Wohlfahrtsarbeitslosen ansteigt.

Liegt in dieser schweren Belastung der wesentliche Grund für die gegenwärtige Zerrüttung der Gemeindefinanzen, so treten doch noch andere Faktoren hinzu. Die wirtschaftliche Krise tritt auch auf der Einnahmeseite des Budgets stark in Erscheinung. Sowohl die steuerlichen Einnahmen — Ueberweisungssteuern ebenso wie gemeindeeigene Steuern —, als auch die Erträge der kommunalen Betriebe bleiben fast überall hinter den Voranschlägen stark zurück. Zudem hat die Lage des Kapitalmarktes zu einer erheblichen Steigerung der Zinslast geführt. Nicht alle Aufwendungen der Kommunen können aus laufenden Steuernmitteln bestritten werden. Es gibt eine Vielzahl von dringlichen Aufgaben, die zweckmäßig auf dem Wege über die Aufnahme von Anleihen finanziert werden. Die Schwierigkeiten des deutschen Kapitalmarktes, die sich daraus ergeben, daß Kapitalangebot und -nachfrage in einem traffen Mißverhältnis zueinander stehen, haben die Aufnahme von langfristigen Kommunalanleihen in Deutschland fast unmöglich gemacht.

Die ausländischen Kapitalmärkte konnten von den deutschen Gemeinden zu der Zeit, als von dort umfangreiche Kreditangebote vorlagen, nur in unzulänglichem Maße in Anspruch genommen werden, da die Beratungskreise für Auslandsanleihen praktisch die Herannahme der Krise in fast allen Fällen verhinderte.

Da die deutschen Städte, von der Auffassung ausgehend, daß es sich bei der Stodung an den deutschen und ausländischen Märkten nur um eine vorübergehende Situation handle, einen sehr erheblichen Teil ihrer Aufwendungen auf dem Wege über kurzfristige Verbindlichkeiten finanzierten, ist nunmehr eine große schwebende Schuld entstanden, die auf etwa 1,8 Milliarden Reichsmark beziffert werden kann. Aus dieser starken kurzfristigen Verschuldung sind nunmehr akute Schwierigkeiten für eine große Anzahl von Gemeinden entstanden. So ist das Jahr 1929 charakterisiert durch sehr erhebliche Fehlbeträge in den Budgets fast aller Gemeinden.

Zweifellos liegt der Hauptgrund für die schwierige Lage in der allgemeinen wirtschaftlichen Situation des Landes. Eine Volkswirtschaft, die durch Krieg und Inflation in ihrer Leistungsfähigkeit auf das stärkste beeinträchtigt worden ist, die empfindliche Tributlasten nach außen tragen muß, bedarf zu ihrem Wiederaufbau und zu ihrer

Konkurrenzfähigkeit nicht nur einer fleißigen und tüchtigen Bevölkerung, sondern vor allem auch einer ausreichenden Kapitalbildung, sei es aus eigener Kraft, sei es zunächst auf dem Wege der Kapitalernte.

Die mangelnde Kapitalbereitstellung ist aber zweifellos ein wesentlicher Grund für die ungünstige Lage, und die Förderung der Kapitalbildung liegt demgemäß auch durchaus im Interesse der Arbeiterschaft.

Weiter darf man nicht außer acht lassen, daß auch ein Teil der Schuld an der absolut unzulänglichen und den Bedürfnissen der Gemeinden nicht gerecht werdenden Finanzausgleichsgesetzgebung im Reich wie in den Ländern liegt. Die Finanzausgleichsgesetze seit 1924 haben ununterbrochen sowohl im Reich wie in Preußen zu einer Verschlechterung der Lage der Gemeinden geführt. Die Verminderung der Beteiligung an der Reicheinkommen- und Körperschaftsteuer, die Senkung der Umsatzsteuer, die mehrfachen Herabsetzungen der Gewerbesteuer, die Befreiung der Getränkesteuer, die Senkung der Tarife bei der Luftverkehrssteuer und bei der Grunderwerbssteuer sind Maßnahmen gewesen, die sich unmittelbar bei den Einnahmen der Gemeinden ausgewirkt haben, und dies zu einer Zeit, in der gleichzeitig Reichs- und Landesgesetzgebung ununterbrochen neue gesetzliche Belastungen auf die Gemeinden legte. Zweifellos haben aber auch die Gemeinden vielfach in falscher Einschätzung der Möglichkeiten, die ihnen gegenüber gegeben sind, Aufgaben übernommen und Ausgaben getätigt, die vermeidbar gewesen wären, jedenfalls aber bei einem strengen Maßstab nicht als unumgänglich notwendig angesehen werden müssen. Wenn auch dieser Anteil der Schuld verhältnismäßig klein ist, so darf er doch nicht unerwähnt bleiben, besonders da von ihm vielleicht die unerfreulichsten psychologischen Wirkungen ausgegangen sind. Was ist zu tun? Zu-

nächst der Appell an den Gesetzgeber. Bei der Diskussion über die Neugestaltung unseres Finanzsystems werden die Bedürfnisse der Gemeinden zu wenig berücksichtigt. Es müßte aber ein sorgfältiger, in den Wirkungen ausreichender Lastenausgleich und eine angemessene Beteiligung an den großen Reichsteuern, insbesondere denjenigen, deren Ertrag sich dem wachsenden Volkseinkommen am besten anpaßt, sowie ausreichende bewegliche Faktoren für die kommunale Steuerregelung, die geeignet sind, den Bedürfnissen zu genügen und die Selbstverantwortung der Gemeindeparlamente zu steigern, geschaffen werden.

Ferner ist noch eine Beseitigung der Hemmungen, die gegenwärtig der Aufnahme von Anleihen für den dringenden Kapitalbedarf entgegenstehen, eine Befreiung der politischen Tendenzen, die auf dem Wege über die Anleiheperre der öffentlichen Wirtschaft zu Leibe wollen. (Stürmische Zustimmung.)

In den Gemeinden selbst sind stärkste Anstrengungen zur Herbeiführung geordneter Budgets und konsolidierter Gemeindefinanzen zu machen. Daberd schwindet die Abhängigkeit von Finanzgruppen, deren Ansprüche geeignet sind, alle demokratischen Grundlagen der Gemeinwesen zu erschüttern und in der Praxis zu beseitigen. Alle Kräfte sind auf die Aufrechterhaltung der wichtigsten kommunalbetrieblichen, höchsten Anstrengungen sind zur Verbesserung der Organisation der Gemeindeverwaltungen zu machen. Vor allem aber wolle Vorsicht bei der Auswahl der leitenden Personen. Hier liegt das Schwerkgewicht künftiger Verantwortung. Für die Leitung ist selbstverständliche Voraussetzung ausreichendes Können. Noch wichtiger ist ein absolut einwandfreier Charakter. Gerade in den Gemeinden gilt das englische Sprichwort: Männer, nicht Maßnahmen machen die Geschichte! (Sebhoffer Beifall.)

Die Werke bleiben im Stadtbefiz!

Die Diskussion auf dem Bezirksparteitag.

In der Diskussion sagte Stadtverordnetenvorsteher Haß: Man habe die gegenwärtige Notlage als einen Zusammenbruch der sozialdemokratischen Bankrotwirtschaft bezeichnet. Das sei vollkommen ungerichtet. Berlin sei durchaus finanzkräftig. Einem Vermögen von 2,4 Milliarden stehe eine Schuldenlast von 1,5 Milliarden gegenüber. Diese sei zum größten Teil durch zwingende soziale Leistungen hervorgerufen worden. Daneben seien die Volksteuern, die Schulkosten und die Wegebaulasten gestiegen. Berlin, das jährlich eine Zuwanderung von 80 000 Menschen habe, also gleichsam jährlich eine neue Großstadt schaffe, müsse mit besonderem Maße gemessen werden. Immer wieder müsse gesagt werden, daß die Anleiheabregelung den Hauptteil der Schuld trage. Die Verpfändung oder der Verkauf irgendwelcher Aktien der gemeinwirtschaftlichen Werke könne absolut nicht diskutiert werden. Die Sozialdemokratie sage hier unerbitlich nein. (Stürmischer Beifall.)

Genosse Schröder bezeichnete die künstlich herbeigeführte Finanznot als den Verbündeten der Sozialreaktion, als den Helfer der Privatwirtschaft im Angriff gegen die Kommunalwirtschaft. Wendt, Schönberg und Harusch-Neukölln beleuchteten die Schuld des Kommunalfinanzwesens. Weil früher unter seiner Herrschaft wichtigste Aufgaben unerledigt blieben, dränge jetzt auf uns die Fülle der Arbeit ein, die bewältigt werden müsse. Stadtsyndikus Lange führte aus, daß in der Verkehrspolitik nicht immer wirtschaftlich, sondern zum Teil imperialistisch gearbeitet worden sei. Auch er bezeichnete eine Hergabe der Aktien von städtischen Werken für vollkommen ausgeschlossen und betonte am Schluß, daß wir zwar krummlegen müßten, aber an sich finanzkräftig sind. Stadtverordneter Glatau besprach die Notwendigkeit neuer Steuern. Der Nachtragsetel müsse wahrscheinlich abgelehnt werden. Reichstagsabgeordneter Kujhäuser behandelte den Zusammenhang zwischen Kommunal- und Reichspolitik. Die Passivität gegen Schacht führe zum Ruin der Gemeinden. Der Reichsanwalt Müller müsse energisch gegen den Reichsbankpräsidenten Schacht vorgehen. Im Haag war der Augenblick gegeben: das Reichsbankstatut hätte leicht geändert werden können. Die Situation wurde verpackt. Es sei aber noch nicht zu spät. Der „Vorwärts“ unterläge die Partei in ihrem Kampfe gegen Schacht mit erheblicher Nachdrücklichkeit. Wenn wir den Kampf nicht aufnehmen mit Schacht und ihn entscheiden, wenn wir nicht mit Schacht abfahren, fährt Schacht mit unseren Ministern ab. Dann wird die Demokratie durch die Diktatur des Kapitals ersetzt. Gegenüber der Arbeiterschaft können wir hierfür die Verantwortung nicht tragen. (Sebhoffer Beifall.) Emil Barck behandelte die Frage des Produktionsertrages. Reichstagsabgeordneter Cripstein warnte davor, daß die Partei der von den bürgerlichen Parteien hervorgerufenen Panikstimmung erliege. Die Wirtschaft befände sich nicht in einer Notlage. Bei der Finanzreform müsse der Kampf gegen Schacht ausgefochten werden. Erfreulich sei, daß bei den letzten Wahlen Partei und Gewerkschaften immer zusammenarbeiteten. Für den Aufstieg der Berliner Partei sei die Neuordnung der Berliner Presseverhältnisse notwendig. Er wünsche hier bald etwas geschaffen zu sehen, das uns vorwärts bringe. Landtagsabgeordneter Hoffmann warnte davor, daß die Sozialaufgaben, vor allem aber der Bau neuer und gesunder Schulen, namentlich für die Kinder der Arbeiterschaft, durch die Finanzlage in den Hintergrund treten.

In seinem Schlußwort sagte Stadtkämmerer Asch: Absolute Ordnung in den Gemeindefinanzen ist erstes Erfordernis. Unordnung bedeutet Auslieferung, Ordnung bedeutet Unabhängigkeit. Kein Vernünftiger spricht von einem Bankrott der Städte, aber die Mißwirtschaft habe uns in der Öffentlichkeit sehr geschadet. Man dürfe vor neuen Steuern, wie der hausangestelltensteuer und der Wohnungssteuer, nicht zurückweichen. Bedenken wir mutig und gerade unseren Weg, dann werden die Städte gesund. (Sebhoffer Zustimmung.)

Die Entschliebung gegen die Schacht-Politik.

Die zweite Entschliebung lautet:

„Die Feinde sozialdemokratischer Kommunalpolitik benutzen die Finanzschwierigkeiten der Stadt Berlin zu einem Forderung gegen die kommunale Selbstverwaltung. Wegen dieser demagogischen Taktiken politischer Gegner erhebt der außerordentliche Bezirksparteitag schärfsten Protest.“

Die gegenwärtige Finanznot Berlins ist zurückzuführen auf die gewaltig gestiegenen sozialen Kosten einer Millionenarbeiterstadt mit einer dauernd hohen Erwerbslosenziffer.

auf die gewaltig durch die Reichsbankpolitik des Herrn Dr. Schacht erfolgte Abkündigung vom Auslandskapitalmarkt,

auf die Benachteiligung der Gemeinden, besonders der Stadt Berlin bei dem Finanzausgleich zwischen Ländern und Gemeinden.

Der Bezirksparteitag erkennt nicht den großen Fehler, daß für eine anerkanntswerte großzügige Verkehrs-, Boden- und Kulturpolitik nicht die erforderliche finanzielle Sicherung erfolgte. Der Druck der kurzfristigen Anleihen führte bei allen Gemeinden zu kassenpolitischen Schwierigkeiten. Dennoch kann nicht übersehen werden, daß die jehtige Kassenerschöpfung Berlins zu vermeiden gewesen wäre. Die erforderlichen Maßnahmen hätten vom Magistrat, insbesondere von dem Oberbürgermeister und dem Kammerer, denen die Führung der Finanzverwaltung oblag, getroffen werden müssen. Der Bezirkstag verschließt sich nicht der Einsicht, daß durch Sparmaßnahmen die Finanzen der Stadt entlastet werden. Solche Sparmaßnahmen können aber weder durch schematische Streichungen noch durch diktatorische Eingriffe erzielt werden.

Sie haben sich zu erstrecken

auf die Herabsetzung der hohen Gehälter der Direktoren und anderer leitenden Personen der städtischen Gesellschaften, auf die Verminderung aller Luxusausgaben für Feste und Repräsentationszwecke, auf den Abbau sämtlicher überflüssigen bürokratischen Einrichtungen.

Diese Sparmaßnahmen dürfen nicht notwendige, soziale und kulturelle Einrichtungen treffen. Sie dürfen vor allen Dingen nicht eine weitere Verminderung von Arbeiten auf dem Gebiete des Hoch- und Tiefbaues und dadurch neue Arbeitslosigkeit und neue soziale Belastung herbeiführen. Die Sozialdemokratische Partei hält es bei der allgemeinen Not weitestgehend der arbeitenden Bevölkerung für unerträglich, allein durch Erhöhung der Tarif- und Steuerlast die Finanzen der Stadt Berlin zu belasten zu wollen.

Der Bezirksparteitag fordert, daß die durch den Finanzausgleich hervorgerufene stärkere Verschuldung der Gemeinden durch reichsgesetzliche Maßnahmen und durch Eröffnung des ausländischen Kapitalmarktes behoben wird. Reichstag und Landtag sowie Reichs- und Staatsregierung werden dringend ersucht, der Stadt Berlin den Anteil aus dem Finanzausgleich in einer Weise zu erhöhen, die der Bedeutung der kommunalen Aufgaben Berlins entspricht. Diese Maßnahmen, zusammen mit einer rationalen Sparwirtschaft und einer sozialen gemeindlichen Steuerpolitik, werden die Stadt Berlin allein wieder auf gesunde finanzielle Fundamente stellen. Der Bezirksparteitag ist davon überzeugt, daß trotz aller augenblicklichen Schwierigkeiten und trotz der drückenden, schwebenden, kurzfristigen Schuld der Vermögensstand der Stadt Berlin, die Opferwilligkeit und der Lebenswille seiner arbeitenden Bevölkerung den Optimismus für eine gesunde aufsteigende Entwicklung rechtfertigen. Die Sozialdemokratische Partei ist bereit, entsprechend ihrer Stärke und ihrer Bedeutung in dem kommunalen Leben Berlins, für diesen Weg kraftvoll die Führung zu übernehmen, um zu verhindern, daß sich das Privatkapital der öffentlichen Wirtschaft bemächtigt.

Eine dritte, gleichfalls einstimmig angenommene Resolution lautet:

„Der Bezirksparteitag fordert, daß umgehend energisch auf den Reichsverkehrsminister eingewirkt wird, damit die geplante Fahrpreiserhöhung auf der Stadtbahn im Interesse der arbeitenden Bevölkerung unterbleibt.“

Der Vorsitzende, Franz Künzler, sprach in seinem Schlußwort den Wunsch aus, daß die alten Freunde Theodor Fischer und Max Bageis, die zum ersten Male in langen Jahren durch schwere Krankheit an der Teilnahme am Berliner Parteitag verhindert waren, recht bald wieder in alter Gesundheit und Frische unter uns seien. Er schloß mit einem Hoch auf die Sozialdemokratie.

„Die Brutanstalt neuer Gelüste.“

Von Hans Bauer.

Zwei Wissenschaftler haben eine Schrift verfaßt, in der eine Berliner Abend-Universität propagiert wird. Das Projekt sieht zur Diskussion, und über seine Einzelheiten wird noch vieles, vielleicht auch Kritisches, geredet werden müssen. Aber der Grundgedanke ist gesund und kommt durchaus der allen sozialdemokratischen Forderungen entgegen, die Bildung vom Besitz zu emanzipieren und neue Aufstiegsmöglichkeiten für die Begabten aus den sozial schwachen Kreisen zu schaffen. Die Abend-Universität, die allerdings vorerst nur Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft lehren soll, respektiert nicht auf Saal-, Monatel- und Bändchen-Kommissionen, sondern auf Arbeitstudenten, die sich tagsüber ihr Geld verdienen und nach geistiger Arbeit wissenschaftlich weiterbilden wollen. Nicht mehr allein der Gymnasial-Abiturient soll der Ausnahme für würdig befunden werden, es soll sogar schon der Nachweis der Hochbegabung genügen, um zum Studium zugelassen zu werden. Grund genug, daß die durch die bisherigen Verhältnisse Privilegierten und ihren bedauerten Wortführern die Haare, die sie nicht immer mehr haben, zu Berge stehen.

Schon kommt das aufgeregteste Köpfchen des Konformismus in seiner verböhrtesten Form daher, Herr Hüffong, und freischt sich das vom Herzen, was er seinem Brotgeber Hugenberg von den Lippen abgeholt hat. „Wenn ich Diktator wäre“, sagt der Optimist, „alle Brutanstalten für hoch-, höher- und höchstbegabte nebst ihren Erfindern würde ich mit Stumpf und Stiel ausröten!“ Das ist ein erquickliches Bekenntnis, das Herr Hüffong, der sich mit diesem Unterfangen allerdings gewiß nicht ins eigene Fleisch schneidet, hier ablegt; und wenn man die Animosität von feinesgeleiteten gegen die Begabung in ihren verschiedenen Steigerungen auch erklärlich finden kann, so bleibt sie doch immerhin bemerkenswert. Herr Hüffong hält es statt dessen mit der schlichten Entlastung, die, die Fülle am Mund, neben dem Hausierwägelchen einhererschreitet und Heimatflogen dichtet“ oder mit wackerer Dorfjugend, die, wie das in seiner Kinderzeit gewesen wäre, beim Schulmeister abends sich an Schüler, Lehrling, Pestalozzi erhebt und später ein tüchtiger Bauer oder ein glücklicher Schreiner wird; aber, Gott behüte, niemals daran denkt, in das Gehege des angeflamten Akademiertums einzubrechen.

„Palestrina.“

Neueinstudierung in der Lindenoper.

Inhalt und einzige Handlung: der Vorgang des künstlerischen Schaffens, dargestellt, verherdicht in einem berühmten Beispiel der Musik. Palestrina, Kapellmeister an der Kirche St. Maria Maggiore in Rom, vollendet unter dreifachem Zwang sein großes Werk, die „Missa patris Marcelli“; die Kirche befiehlt es, den Widerstrebenden treibt sein künstlerisches Gewissen, die Engel gößen's ihm ein. Geschichte und Legende haben den Stoff geliefert, den Hans Pfitzner, der Dichterkomponist, zum Drama, zur stillen Tragedie des schaffenden Künstlers gestaltet. Das Tridentiner Kirchenkonzil bildet den weltgeschichtlichen Hintergrund und zugleich lauten Gegenläufig der Welt zur Innenwelt des Künstlers, den sie nicht begreift. Aber unter allen Konflikten, die in diesem persönlichen Bekenntniswert des Unmusikers Pfitzner dichterisch verarbeitet sind, ist der tragischste der, den er nicht erkennt; der tragischste darum, weil er ihn nicht erkennt. Er weiß — und weiß nur — um die Tragik der erfüllbaren und unerfüllbaren Forderungen, die der Künstler an Welt und Menschheit stellt, der Künstler, der reinen Willens ist, ihr sein Bestes zu geben. Aber er weiß nicht und will nichts wissen von den Forderungen der Welt und Menschheit an den Künstler. Kunst ist ihm, kein weltliches, lebensstrebendes Kunst, höchster, heiligster Lebenswert, doch eben: Kunst an sich, Kunst um der Kunst willen, Kunst um der Kunst willen. Als „Kaiser der Kunst“ wird Palestrina vom Papst geehrt und vom Volk gepriesen (in der Oper). Über Pfitzners Musik, Pfitzners Oper, nicht nur, daß sie nicht vom Volk spricht, dem Volk nichts gibt, noch geben will; es ist vielmehr als schmerz jede Berührung mit der Realität des Lebens, als schäme er sich jeder Gemeinschaft mit der profanen Menschenwelt, auf deren Anteilnahme — und gerade herausgesagt — auf deren Zustimmung, Beifall er dennoch Anspruch erhebt.

Wie der Musikdramatiker Pfitzner, so ist der Regisseur: Verächter der Theaterwirkung, auf die er es in seinem Werk angelegt hat, und der Mittel, durch die sie zu erzielen ist; rückwärtslos gegenüber dem Bedürfnis des Publikums, vor dem er sein Werk spielen läßt. Die Szenarie des ersten Aktes mit den Figuren der verstorbenen Meister und der Engel ist von desillusionierender Trodnheit und Dürftigkeit; und die Inszenierung des zweiten Aktes, der das Bild des Konzils auf die Bühne bringt, wahrhaft aufreizend in der theaterfremden Eigenwilligkeit, durch die das Verständnis des Vorganges überflüssig und unenträglich erschwert wird. Dieser Akt, hoch an äußerer Wirkungsmöglichkeit, ist der schwächste Teil der Aufführung; ihr Schwerpunkt liegt, unter Schillings musikalischer Leitung, in den stillen Szenen des Palestrina-Dramas, das durch Fritz Soot glaubhafte Gestaltung findet. K. P.

Die „Freiheitsstatue“ der Antike. Den Seefahrer der Antike, der Rhodus anließ, grüßte von weitem schon das Wahrzeichen des dortigen Hafens, der „Koloss von Rhodus“, eins der sieben Weltwunder des Altertums, die 34 Meter hohe, stückweise aus Metall gegossene und in zwölf Jahren vollendete Statue des Sonnengottes. Um 280 v. Chr. vollendet, stürzte er, sechs Jahrzehnte später, bei einem Erdbeben ins Meer; seine Wiederaufstellung unterließ wegen eines wachsenden Dreifachspruchs. Der deutsche Tiefseeforscher Prof. Hartmann beschließt nun, im kommenden Frühjahr die Lage des berühmten Kolosses festzustellen und photographische Aufnahmen zu machen. Prof. Hartmann, der jetzt eine besondere Tiefseeausrüstung vorbereitet hat, wird außerdem den Meeressboden zwischen Skizzen und Linsen untersuchen, wo er in etwa 120 Meter Tiefe die Reste einer prähistorischen Stadt aufzufinden hofft.

Sen a Söceland wurde für das Deutsche Künstler-Theater verpflichtet und tritt dort abendlich in Rollen „Couper“ auf.

Die Hilfe gegen Gicht und Rheumatismus.

Sie wissen kein sicheres Mittel gegen diese Plagegeister? Einreibungen, Packungen, Bäder, Salben usw. Anders meistens nur für einige Zeit die Schmerzen, aber sie packen nicht immer das Uebel an der Wurzel.

Ich empfehle Ihnen ein wirklich erprobtes Mittel, und Sie sollen es selbst probieren, ohne daß es Sie etwas kostet; aber ich Ihnen mehr sage, lesen Sie die folgenden Briefe:

Seit mehreren Jahren habe ich mit Rheuma-

tismus zu tun gehabt, so daß mir das Gehen vor Schmerzen sehr erschwert wurde.

Daher kann ich jetzt mit Freude bekunden, daß mir die von mir eingeschlagene Kur mit Gichtostin-Tabletten äußerst gutgefallen hat und ich von meinen heftigen Schmerzen gänzlich befreit bin. Jedem Rheumatismustranken kann ich diese Kur nur empfehlen. Hochachtungsvoll A. R. in M.

Ich spreche Ihnen heute meinen besten Dank für Ihre vorzüglich wirkenden Gichtostin-Tabletten aus. Nach 14-tägigem Gebrauch spürte ich schon eine Besserung und konnte Radetz schlafen. Nach Gebrauch der ersten Sendung war ich wie von neuem geboren. Nochmals besten Dank. Hochachtungsvoll B. Sch. in A.

Ich will Ihnen hiermit von dem überraschenden Erfolg Ihrer Gichtostin-Tabletten berichten und dankbar sein. Ich habe 10 Jahre mit Rheumatismus zu tun gehabt, so daß ich vor Schmerzen bald nicht mehr gehen konnte, hauptsächlich im Winter. Jetzt kann ich mit Freude berichten, daß ich keine Schmerzen mehr habe. Nochmals meinen besten Dank. Hochachtungsvoll Frau M. H. in D.

Solche Briefe besitze ich Tausende, und nun hören Sie weiter:

Gicht und Rheumatismus können nur von innen heraus wirklich kuriert werden, durch Entgiftung des Blutes. Dieses ist verunreinigt durch zuru-

ckelbese harnsaure Salze, und diese müssen heraus, sonst müßte alles Einreiben und Warmhalten nichts.

Zur Beseitigung der Harnsäure dient das Gichtostin.

Sie können das glauben oder nicht, aber Sie sollen keinen Pfennig dafür ausgeben, ehe Sie sich überzeugt haben.

Tellen Sie uns Ihre Adresse auf einer Postkarte (nicht mit und adressieren Sie diese an: Generaldepot der Viktoria-Apothek. Berlin A 175, Friedrichstr. 19; es geht Ihnen dann vollständig kostenfrei eine Probe Gichtostin mit weiteren Aufklärungen und genauer Gebrauchsanweisung zu.

Die Latinisierung des russischen Alphabets.

Die Kommissionen, die zur Einführung des lateinischen Alphabets in die russische Schrift eingesetzt wurden, haben jetzt ihre Arbeit beendet, und so dürfte diese Reuerung, die eine wichtige Schranke durchbrocht, die bisher das Russentum von der westlichen Kultur trennte, bald in Kraft treten. Die große Mehrheit der nicht-russischen Völker in der Sowjetunion hat bereits das lateinische Alphabet angenommen. Ueber die Einzelheiten der Latinisierung machte ein Mitglied der Kommission, Kostentso, nähere Angaben. Unmittelbar nach der Einführung des Bolschewismus wurde das russische Alphabet etwas vereinfacht, indem drei wenig benutzte Buchstaben als überflüssig ausgemerzt wurden. Jetzt gibt es noch 32 Buchstaben, die Zeichen für harte und weiche Aussprache mit eingerechnet, in dem alten kyrillischen Alphabet gegenüber den 26 Buchstaben im Lateinischen. Es müssen also weitere Vereinfachungen in der Aussprachebezeichnung vorgenommen werden, und zwar werden Punkt und Apostroph dazu benutzt. So wird der russische Buchstabe „Ishchah“ „s“ geschrieben werden und „Ishchah“ „c“. Der Buchstabe „Kh“, der etwa unserem „ch“ entspricht, wird durch „x“ ersetzt, während an die Stelle von „x“ die Buchstabenverbindung „ks“ tritt. Durch diese Verwendung des Punktes und Apostrophs wird die latinisierte russische Sprache, wenigstens in gewissem Grade, die außerordentliche Konsonantenanhäufung vermeiden, die den fremden Leser im Polnischen so seltsam anmutet. Durch die Annahme des lateinischen Alphabets hofft man, die internationalen Beziehungen Rußlands zu stärken, den Russen das Erlernen fremder Sprachen und den Ausländern das der russischen Sprache bequemer zu machen und durch die Verringerung der Buchstaben das Schreiben zu erleichtern und an Druckkosten zu sparen.

Messing statt Gold.

Russischer Kaufmann um 36 000 Mark betrogen.

Von zwei geschickten Gaunern ist ein in Berlin ansässiger russischer Kaufmann und Makler um 36 000 Mark betrogen worden. Wir erfahren dazu folgendes:

Bei dem Kaufmann, der in der Schönhauser Allee seine Privatwohnung hat, erschien am 19. Januar ein Mann, der sich als Vertreter der Sowjetregierung vorstellte und sich W. Ciemonof nannte. Er erklärte, daß er die in Poltawa verheiratete Tochter des Kaufmanns kenne und beauftragt sei, von ihr Grütze zu überbringen.

Im Laufe der Unterhaltung erwähnte Ciemonof, daß er in Berlin einen Emigranten kenne, der im Besitz von 25 Rilo 34 nährlichem Golde sei, das er gern verkaufen würde. Mit Rücksicht darauf, daß er auch Maltergeschäfte tätigt, interessierte sich der Kaufmann sehr für diese Angelegenheit und bot um nähere Einzelheiten. Der angebliche Regierungsvertreter, der diese nicht geben konnte oder wollte, vereinbarte für den 21. Januar eine Zusammenkunft in einem Hotel in der Königgräber Straße, wo er und der Emigrant wohnen. In dem Hotelzimmer machte der Kaufmann dann die Bekanntschaft des Emigranten, der sich als J. Wasteliew vorstellte und eine in Leinwand gehüllte Tasche heroverholte, die das Gold enthalten sollte. Ingeheim wollte er das Metall für den Vorzugspreis von 36 000 Mark verkaufen. Der Berliner wollte aber ganz sicher gehen und verlangte, daß das Gold geprüft werde. Gemeinsam führen die Drei nach der Deutschen Gold- und Silberbeschäftigung in Reinickendorf-West hinaus, wo durch chemische Analyse die Echtheit des Goldes festgestellt wurde. Für den 24. Januar wurde der endgültige Abschluß des Geschäftes und die Zahlung vereinbart. Dieses sollte nicht mehr im Hotel, sondern in der Wohnung des Kaufmanns vorgenommen werden. Die beiden, der „Regierungsvertreter“ und der Emigrant, fanden sich pünktlich ein, ließen die Tasche mit den Watten ab und erhielten die verlangte Summe bar ausgezahlt. Wo nun der Makler das Gold bei Zahnärzten anbot, wurde festgestellt, daß es in Wirklichkeit nur Messing war. Die echten Goldplatten waren vertauscht worden. Nachfragen bei der russischen Botschaft und der russischen Handelsvertretung ergaben, daß dort weder ein Ciemonof noch ein Wasteliew bekannt waren.

Der Betrogene hat auf die Ergreifung der Schwindler und die Wiederbeschaffung des Goldes eine Belohnung von 5 000 Mark ausgesetzt.

Kleine Kostprobe.

Aus der „revolutionären“ Degenläufe.

Mit der Balkenüberschrift: „SPD.-Arbeiter sammeln für Bezirkskongreß“ brachte das Zentralorgan der SPD. am 26. Januar einen vom 15. Januar datierten „Eigenen Bericht“ aus Rommheim. Der Bericht lautet:

„Ein Arbeiter, der Mitglied der SPD. und des Reichsbanners ist, sammelte in den letzten Tagen 22,50 Mark für den Bezirkskongreß der revolutionären Gewerkschaftsopposition.“

Da im kommunistischen Himmel mehr Freude zu sein scheint über einen schäufelstüchtigen SPD.-Arbeiter als über 99 „Massenbewusste Unorganisierte“, kann man dem „SPD.-Arbeiter“, der für die SPD. agitiert, in der Moskauer Presse häufiger begegnen.

Eine derartige Schwindelmethode kann doch nur für die ganz Dummen unter den Lesern dieser Presse berechnet sein. Ein SPD.-Arbeiter, der auf die verrückte Idee käme, für die SPD. zu sammeln, hat in demselben Augenblick, in dem er sich anschaute, sie auszuführen, aufgehört, ein „SPD.-Arbeiter“ zu sein. Dabei erginge es ihm nicht einmal so schlimm als einem „SPD.-Arbeiter“, der auf den vernünftigeren Einfall käme, für Zwecke der sozialdemokratischen Partei zu sammeln.

Wenn Formosa kommt, erwartet man etwas Ungeheuerliches, und mit Recht: In Caracanis Programm der „Echtenen Schau sozialer Welten“ fällt sich eine Fülle seltsamer Aussagen von Menschen und Tieren. In Abwägung des Wertes werden wir von einem Urteil in den anderen verfrachtet werden und werden alle Fragen, welche und welche Tiere aus allen Rassen erleben. Die Großveranstaltungen in Berlin auf dem Tempelhofer Feld finden am 7. Februar statt. Caracani bleibt nur wenige Tage in Berlin.

Rechtsanwalt: Dr. die Redaktion: Wilhelm Schwan, Berlin: Anzeigen: Th. Glöck, Berlin: Verlag: Hermann Berlin, G. m. b. H., Berlin: Druck: Hermann Glöck, Berlin: Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin: 33 64, Lindenstraße 2, Berlin 1, Berlin.

„Heer ohne Helden.“

Wallner-Theater.

Ein höchst mittelmaßiger dramatischer Versuch, kommunistisch und revolutionär kritisiert. Als Verfasserin zeichnet Frau Anna Wegner, als Veranstalter das „Theater der Arbeiter“, eine zunächst noch unbekannte Gemeinschaft von Schauspielern, die sich die Pflege „revolutionärer“ Dramatik (in diesem Fall am untauglichen Objekt) zum Ziel gesetzt hat. Das Ganze ging als Sonntagmittagsvorstellung im Wallner-Theater vor kommunistischen Zuschauern, die auf Schlagworte begierig laurten, vor sich. Szene: Ein Kohlenbergwerk, das von einem Unglück heimgesucht wird. Arbeiter sind in einem Stoßen verschüttet, eingeschlossen. Draußen, in Angst und Not, die Angehörigen, die um das Leben des Vaters, des Sohnes, des Geliebten bangen. Das geschieht mit einem beträchtlichen Aufwand von konstruiertem Gefühl und fälscher Sentimentalität in vollendeter Unkenntnis der Psyche des Bergarbeiters. Fritz Genjchow, Renée Strophowa und mit ihnen viele junge beseligte Darsteller bemühten sich redlich, den blauen Schemen Leben einzuhängen. Es gelang nicht. Das kommunistische Auditorium aber kam doch zu seinem Recht, als zum Schluß ein Lied erklang, das die bereitgestellte revolutionäre Begeisterung zur Auslösung brachte. k.

Die erfolgreichste Kriegsdichtung.

Bemerklich der Roman „Am Besten nichts Neues“ von Remarque einen Erfolg gehabt hat, wie wohl bisher kein anderes gedrucktes Buch, so hat doch ein anderer Schriftsteller zu gleicher Zeit mit einer Kriegsdichtung einen noch stärkeren Triumph errungen. Das ist der Engländer R. C. Sherriff, der sich mit seinem Drama „Journeys End“, das auch bei uns unter dem Titel „Die andere Seite“ mit großem Erfolg gespielt worden ist, die ganze Welt eroberte. Sherriff, der noch vor einem Jahre ein bescheidener Angestellter bei einer Versicherungsgeellschaft war, ist heute der englische Dramatiker, dessen Rome in die weitesten Kreise gedrungen ist; er ist nicht nur ein reicher und mächtiger Mann geworden, sondern besitzt in der englischen Gesellschaft eine glänzende Stellung. Dabei ist „Boo“ Sherriff der einfache junge Mann geblieben, der er vorher war. „Sherriff“, so schildert ihn William Pollard in einem Londoner Blatt, „treibt viel Sport und ist ein guter Kamerad. Der Ehrgeiz, den er in der Tiefe seines Gemüts verbirgt, besteht darin, Schullehrer zu werden. Zu seinen schriftstellerischen Fähigkeiten hat er kein großes Vertrauen. Auf das allgemeine Drängen hin hat er ein Lustspiel vollendet, das bald das Rampenlicht erblickt wird. Aber keiner erwartet weniger von Sherriffs neuem Stück als Sherriff selbst.“

In der Hauptversammlung der Ortsgruppe Berlin des Schuhverbandes deutscher Schriftsteller wurde Dr. Theodor Bohner (M.D.L.) zum 1. Vorsitzenden, Dr. Max Osborn zum 2. Vorsitzenden ernannt. Ferner erdienen dem neuen Vorstand an: Reichsanwalt E. Gronemann, Karl Grünberg, Paul Gutmann, Karl Schrader, Adele Schreiber-Krieger (M.D.R.).

Die Kritik der beginnenden Kette und ihre Überwindung im Feldern- und Kampferbericht. Ueber dieses Thema berichtet im Rahmen der von der Staatlichen Bibliothek veranstalteten Vortragsreihe „Wege zur Kunst“ Stadtbibliothekar Schäter-Simmer am 27. 10. Uhr, im Saal der Staatlichen Bibliothek, Pring-Albrecht-Straße 7a.

Das große Kostümfest der Volkshöhne am 1. Februar im Sportpalast um 8 u. a. ein Kabarett, für das sich alle namhaften Mitglieder des Volkshöhnenensembles mit Vorträgen zur Verfügung stellen. Am großen Saal erfolgt 12 1/2 Uhr unter Leitung von R. D. Martin unter Mitwirkung des gesamten Ensembles ein „Anzug der Th.-Schmierz.“

Die Hilfe gegen Gicht und Rheumatismus.

Schicksale in Mölln

Von Max Barthel

Die schöne, kleine Stadt Mölln liegt an der alten Handelsstraße, die von Süddeutschland über Halle, Braunschweig, Bismarck hinauf nach Lübeck führte, als die Hanse noch mächtig war. Till Eulenspiegel, der Mann, der im Linsinn den Sinn und im Sinn den Linsinn hörte, soll dort begraben liegen, und der wüßbegierige Fremde kann sich von der Küstlerstraße den Grabstein zeigen lassen, der in die Mauer der mittelalterlichen Kirche eingemauert ist. Man sieht auch noch ein Panzerhemd, von dem sich begehrteste Freunde Schuppenringe kauften, man sieht einen rostigen Degen und das Gestell einer unwahrscheinlichen Brille. Der Till aber, der unsterblich ist wie der Witz des Volkes, lacht über die Narren, die ihn an einer Brille, einem Degen oder Schuppenhemd fassen wollen.

Aber in Mölln, diese kleine Stadt ist zauberhaft schön, erfüllt sie heute tausendfaches Schicksal. Die Agrarrevolution in Rußland entwurzelte viele tausend Bauern, die durchaus nicht alle mit dem Schlagwort Kulaken zu markieren sind. Dieses Schlagwort ist auch so ein Degen wie der an der Kirche bei Till Eulenspiegel, ein Degen, den der Koft getroffen hat. Diese Auswanderer, die da oben in dem Lager über Mölln liegen und auf die Reise nach Amerika warten, sind zum größten Teil arm und gehen aus der Krim, aus Sibirien, aus dem Kaukasus oder aus der Ukraine gekommen. In ihnen blühen die Wunden der Untertanen. Sie alle haben ein Schicksal hinter sich, ein Schicksal vor sich.

Wo kommen sie her? Warum ergeben sie sich nicht der neuen Ordnung? Warum stemmen sie sich gegen den Fünftahresplan, der in Rußland den individuellen Bauer aufheben und die Erde motorisieren will? Aus den vielen tausend Schicksalen wollen wir ein Schicksal herausgreifen und einem sibirischen Bauer selbst das Wort geben. Seine Hand konnte pflügen und nicht schreiben. Sein Bericht ist auch mehr ein Land umpflügen als eine Erzählung schreiben. Er berichtet:

„Im Jahre 1918 wurde ich als Soldat im Bürgerkrieg eingesetzt. Es war der Kampf gegen die Bolschewiken. Ich kam gerade zu Weihnachten an die Front, etwa 150 Kilometer von der chinesischen Grenze. Bis September 1919 kämpften wir, aber dann fielen uns die Bolschewiken in den Rücken, und da es dort eine gefährliche Gegend war, war der Krieg sehr schwer und wir waren gezwungen, ein Gebiet nach dem anderen abzugeben. Im März 1920 mußten wir, um uns zu retten, ins Gebirge fliehen, wo wir fast zwei Monate umherirrten. Da wir keine Vorräte mitnehmen konnten, bestand unsere Nahrung nur aus Fleisch, das wir selbst schossen und ohne Salz essen mußten. Von dieser schwachen Nahrung wurden wir sehr schwach, außerdem wütete noch die Krankheit (Typhus) in unserem Lager und forderte viel Opfer. Ende April bekamen wir von der chinesischen Regierung die Erlaubnis, die Grenze zu überschreiten, wo wir alle ausgehungert und sehr viel krank ankamen. In China angekommen, trat ich aus der Armee aus und fand Unterkunft und Arbeit bei einem deutschen Ledergerber, wo ich 1 Jahr und 2 Monate arbeitete. Da man in China verschiedene Gerüchte hörte, daß es nicht so schlimm sei mit den Kommunisten, und es in China sehr einfach war, entschloß ich mich, wieder zurückzukehren wo man mich auf 2 Monate im Haft legte, dann aber freiließ. Nach langen Reisen kam ich am 22. Dezember 1921 in meine Heimat; wo ich gleich an Typhus erkrankte. Durch die vielen Regierungen und durch die Geldentwertung hatte unsere Wirtschaft sehr gelitten, so daß meine Eltern ganz verarmt waren.“

Sobald ich gesund geworden war, verkauften wir unser Haus und kauften ein Klechteses, und fingen mit frischem Mut an zu arbeiten. Obwohl wir bisweilen die Hälfte unseres Einkommens als Steuern mußten abgeben, hatten wir doch unser Fortkommen. Im Jahre 1927 wurde ein neues Gesetz von der Sowjetregierung herausgegeben, das Gesetz von der Selbstbesteuerung, und dann kamen die Staatsanleihen. Dieses von Stalin erdachte Gesetz durfte von der Dorfgemeinde nach eigenem Ermessen durchgeführt werden (so wie es im Gesetzentwurf hieß), aber es wurde von der Regierung streng durchgeführt und diente dazu, den Bauer zu proletarisieren. Die erste Selbstbesteuerung wurde bei uns in Sibirien im Februar 1928 durchgeführt. Die Dorfgemeinde wollte nicht, aber nach dreimaliger Versammlung und nach vielem Hin und Her, nach vielen Drohungen von der Regierung wurde es angenommen.

Die Folge davon war, daß der Bauer die ohnehin große Steuer fast nicht bezahlen konnte. Die meisten von uns waren gezwungen, ihre Wirtschaften zu verkaufen, ja, vielen mußte alles verkauft werden, damit sie die aufgelegten Steuern bezahlen konnten. Ganz besonders schwer wurde es den Kleinrentnerbauern, das waren die Prediger und die Wohlhabenden, die mußten noch eine besondere Steuer zahlen. Da man mit allen Steuern und Abgaben den Bauern nicht in das Kollektiv zwingen konnte (welches man mit dieser Steuer nicht beabsichtigte), so kam im nächsten Jahr die sogenannte Getreidebeschaffung dazu. Dies geschah so: die betreffende Landgemeinde mußte, oder wurde gezwungen, einen Beschluß zu fassen, mehr Getreide dem Staate zu liefern, als überhaupt angebaut und geerntet war. Es wurde ein Plan vorgezeichnet, der unmöglich zu erfüllen war. Wenn die Regierung sah, daß die Gemeinde nicht zustimmen wollte, wurde eine Abstimmung verlangt. Das geschah so:

Der Kollektor fragte: Wer gegen die Sowjetregierung ist und gegen die Maßnahmen der Sowjetregierung, der hebe die Hand. Und das Richtschloßheben der Hände bedeutete, daß der Plan angenommen war.

Der letzte Sommer 1929 war ein besonders schwerer Sommer. Es wurde wohl fast in jedem Dorf von der Regierung den Wohlhabenden alles zu Scheuderpreisen verkauft und viele Bauern wurden aus Haus und Hof getrieben. Alles das, erklärte man, sei notwendig, um den Fünftahresplan zu erfüllen. Um Haus und Hof unter den Hammer zu bringen, genügte es, daß jemand vor Jahren einen Kredit gehabt oder der Partei nicht angehört war oder Prediger sei. An diesen durfte die Wäcker getrieben werden, da die Leute ja kein Stimmrecht hatten und ihnen im Gericht kein Recht wurde. Außerdem wurden diese Leute auch noch boykottiert, so daß sie nichts kaufen konnten.

Im Sommer 1929 hatten wir folgenden eine totale Krise. Der Getreidepreis stieg von Tag zu Tag. Wir sollten alle in die Kollektivwirtschaften eintreten, um den Fünftahresplan mit zu erfüllen. Als die deutschen Bauern sahen, was ihnen bevorstand, wollten sie lieber in Moskau sterben, als in die

Erdöl wurde entdeckt!

Tragödie eines Indianers / Von H. Hesse, New York

Auch in unserem nüchternen Zeitalter der Raschka ist die Romantik keineswegs ausgestorben. Mögen auch die Menschen weniger romantisch veranlagt sein als früher — das Leben selbst spinnt Romane, überraschender, verschlungener, romantischer als je zuvor.

Ein solcher Roman ist das Schicksal mancher Indianerstämme Nordamerikas. Von den eindringenden Weißen niedergemacht und vertrieben und immer weiter zum Westen gedrängt, ging diese Rasse mehr und mehr zurück, bis sich die Regierung genötigt sah, Maßregeln zu ergreifen, um wenigstens die letzten Reste zu erhalten. Sie wurden in besonderen Bezirken angesiedelt, um ihr völliges Aussterben zu verhindern.

Um nun kein wertvolles Land unnütz zu verschwenden, wählten die Landesväter in ihrer unerforschlichen Weisheit unfruchtbare Gegenden hier landen die Rothäute ganz und gar kein „Tischlein deck dich“, vielmehr hungerten sie sich auf den kahlen Hügeln recht und schlecht durch.

So vergingen lange Jahrzehnte, während der die Indianer von den reichen Jagdgründen ihrer Vorfahren träumten. Sie nagten am Hungertuche — Jagden auf gewaltige Büffelherden kannten sie nur vom Hörensagen. Die ganze Kriegspoetik ihrer Stämme gehörte der Vergangenheit an.

Mit einem Schlage aber nahm das Los verschiedener Stämme eine Wendung. Das Schicksal gestief sich in einer überaus romantischen Baune und spielte den weißen Landesvätern einen sardonischen Streich.

Auf den kahlen Hügeln der Indianer wurde Erdöl entdeckt.

und Erdöl ist heute wertvoll wie Gold. Mit einem Schlage hatte alle Armut ein Ende, und die Indianer gehörten zu den reichsten Leuten der Welt. Mehrere hundert Millionen Dollar wurden bisher als Anteile an sie ausbezahlt.

Dorsey Fijs vom Stamme der Creeks gehörte jedoch nicht zu diesen Glücklichen. Er hatte das Land, das er von der Regierung erhalten, für allerlei Kinderstiche im Werte von fünfzig Dollar verkauft. Das war vor mehr als zwanzig Jahren, und das Land mochte damals nicht mehr wert sein.

Heute ist Dorsey 90 Jahre alt, und die Kasse seines Landes an Öl sind Millionen Dollar wert.

Es ist mitten im Delfelde der Seminolen gelegen, einem der reichsten Delfelder der Welt. Die 160 Aker, die Dorsey zugeteilt waren, sind kein ruhiges, von Schluchsen zerrissenes Waldland mehr, das nicht einmal als Weide zu gebrauchen war, sondern ist mit Oel-türmen besetzt.

Der alte Dorsey versucht nun, mit Hilfe der Berichte je ein Eigentum zurückzubekommen. Sein Leben ist eine romantische Geschichte. Seine Eltern gehörten zum Stamme der Creeks. Das Land aber wurde ihm als Seminolen zugeteilt. Er war wohl eine Art Bastardkinder in seinen jungen Jahren und mochte wohl den dunklen Drang verspüren, die Welt kennenzulernen.

Stammesstolz und eben der Sippenstolz der Creeks, die in mehrere Sippen zerfielen, konnten Dorsey nicht zurückhalten. Er kannte seine Stammesleute, doch wollte er auch andere kennen lernen, denn er wußte, die Creeks waren nicht die einzigen Stämme, die so Besten getrieben wurden.

So ritt er denn eines Tages über die Hügel nach Osten ins Land der Cherokee, wo die Schönheit der Frauen tiefen Eindruck auf ihn machte. Dann ritt er weiter nach Norden zu den gastfreundlichen Osage, wanderte am Red River nach Süden und machte mit den Choctaw und Chickasaw Bekanntschaft. Diese aber ließen sich mit Angehörigen anderer Stämme wenig ein. Auch lebten sie ruhig. Dorsey aber schwärmte für Laten. So kam er schließlich zu den Seminolen. Dort fühlte er sich eher heimlich. Mit ihrem Lande konnten sie zwar keinen Staat machen. Es war rauher Wald, von Büchen und Schluchsen zerrissen. Die Mädchen waren eine wahre Augenweide — Dorsey hatte endlich das Ziel seiner Irrfahrten gefunden.

Die Geschichte der Seminolen war eine Kette ewiger Unruhen.

Kommunen einzutreten, weil ihnen das Leben in den tausend deutsche Kolonisten aus allen Teilen der Sowjetunion, darunter auch ich, nach Moskau, um den letzten Versuch zu machen, leben zu bleiben. Die Lage in Moskau war nicht weniger schwierig, da man uns zuerst keine Pässe gab und der Unterhalt sehr teuer war. Durch gegenseitige Unterstützung gelang es einem Teil von uns, auszuwandern.

Dieser Brief eines sibirischen Bauern, der in Mölln auf die Reise nach Amerika wartet, ist trotz seiner Primitivität ein wichtiger Beitrag zur Bauernfrage in Rußland. Erwähnt soll noch werden, daß die ersten Deutschrussen vor einigen Tagen nach Brasilien gefahren sind, und nicht vergessen sei ein Wort der Anerkennung für den Reichskommissar Stücklen, der diese Vorkrupps einer neuen Bauernwanderung ausgesendet betraut.

Photographie mit Wärmestrahlen

Längst ist man bei allen naturwissenschaftlichen und medizinischen Forschungen davon abgekommen, sich auf den unvollkommenen Apparat des Auges zu verlassen, seitdem man erkannt hat, daß die künstlichen Sehwerkzeuge, das Mikroskop, die photographische Platte, die Röntgenröhre, ihm weit überlegen sind. Insbesondere die chemisch wirksamen Strahlen, die unsichtbaren Strahlungen, welche den jenseits des Violetts liegenden Teil des Spektrums bilden, spielen eine viel größere Rolle für die Entschleierung kleinster Vorgänge und verborgener Beziehungen in der Natur, als der große Bereich der „sichtbaren“ Lichtstrahlen. Und doch gibt es in der Medizin und Physiologie Veränderungen, die mit keiner mikroskopischen oder chemischen Methode festgestellt werden können, wo auch das Ultraviolett versagt.

Hier greift nun eine neue, von Prof. Gigan, Basel, ausgearbeitete Methode helfend ein, welche den anderen unsichtbaren Teil des Spektrums, die Wärmestrahlen, verwendet. Diese

Sie waren wenig leutzelig, doch Dorsey wußte es fertig zu bringen, als Stammesangehöriger adoptiert zu werden. Er heiratete eins der schönsten Mädchen des Stammes und half nun im Kampfe ums Dasein, das heißt bei Ueberfällen auf Nachbarstämme. So kam es denn, daß ein Vollblut-Creeksindianer als adoptierter Seminole auftrat, als die Regierung eines Tages beschloß, das Stammesgebiet der Besiedlung durch die Weißen zu erschließen.

Jeder eingeschriebene Indianer sollte 160 Aker Land erhalten.

Regierungsbeamte aus Washington stellten die Liste der Stammesangehörigen auf. Obwohl vollblütiger Creeksindianer, wurde Dorsey als adoptierter Seminole eingetragen. Nach dem gleichen Verfahren hatten die vom Stamme der Creeks ihren Anteil bekommen, aus dem manchen später Millionengewinne in den Schoß fielen.

Um schwindelhafte Kaufgeschäften zu unterbinden und die Indianer zu schützen, hatte die Regierung bestimmt,

daß ein mehr als Halbblütiger sein Land nicht verkaufen konnte.

Man hielt Voll- und mehr als Halbblutindianer nicht für fähig, über ihr Eigentum frei zu verfügen. Diese Bedingung galt jedoch nicht für „adoptierte Bürger“, und Dorsey war eben ein adoptierter Seminole.

Dorsey beklagt sich nun, daß eines Tages ein Spekulant kam, ihm allerlei Schmickknack im Werte von vielehundert fünfzig Dollar bot. In Gegenwart von Zeugen setzte Dorsey seinen Fingerring abdruck unter ein Papier, das den Besitztitel seines Landes darstellte. An seinen Grund und Boden dachte er nicht mehr.

Hätte man nun im Lande der Seminolen im Staate Oklahoma kein Oel gefunden und Bohrbohrer angelegt, so würde man von Dorsey kaum je wieder gehört haben. Es wurden jedoch immer neue Oelquellen angebohrt, und schließlich stellte es sich heraus,

daß Dorseys Besitz den Mittelpunkt des reichen Oelfeldes bildete.

Dutzende von Oelquellen sprudelten um die Wette, und der Wert des Bodens stieg ins Ungemessene. Ueber Nacht wurden die Besitzer reich an Prozenten.

Ein Parlamentsmitglied, das mit den Indianerangelegenheiten zu tun hatte, fand den alten Greis in einer eisdenden Hütte. Er war stockblind, fast blind, und hauste hier mutterfeelenallein. Der Abgeordnete ließ sich von dem Alten Vollmacht geben, um den Besitz auf gerichtlichem Wege zurückzuerhalten.

Der Abgeordnete sagte die Lage wie folgt aus: Dorsey war ein Vollblutcreeks, der unter den Seminolen lebte. Die Regierung war im Irrtum, als sie ihn als „adoptierten Bürger“ des Seminolenstammes eintrug. Als Creeksvollblüt hätte er als Seminolenvollblüt ausgeführt werden müssen, der in seiner Rechtsfähigkeit beschränkt war und kein Land nicht verkaufen konnte. Einige Duzend Anwälte, von denen einige große Gesellschaften vertreten, suchen nun in den Gerichten den Fall aus.

Inzwischen üben das Geld und die Bier nach Geld tagtäglich ihre demoralisierende Macht aus.

Der Reichtum wird den Indianern wahrhaft zum Fluche.

Allein Gelächter schwärmt um sie her, um sie auf alle nur erdenkliche Weise zu schröpen. Falschspieler und Kartisanten wittern Beute. Schleichhändler alkoholisier Getränke bringen ihre schlechte Ware für ein Heidegeld an den durstigen Mann. Automobilhändler werden reich über Nacht. Bauunternehmer machen ein Vermögen an schnell zusammengezwimmerten „Bullen“. Als einfache Naturkinder haben die Indianer gar keinen Reichtum für den Wert des Geldes. Ja vor Schwerverbrechen schreckt die Habgier nicht zurück. Heiraten zwischen Weißen und Rothäuten werden mit allen möglichen Tricks zuwege gebracht. Hohe Lebensversicherungen der Indianer werden aufgesaugen, und mit Hilfe von Alkohol und auschweisendem Lebenswandel sucht man ihnen das Leben zu verkürzen, um die Versicherungsgelder einzuzehmen. Bei den Osage kamen sogar über zwanzig brutale Morde vor, bei denen die Mörder den einzigen Zweck verfolgten, den Besitz der Opfer an sich zu bringen.

auch ultrarote genannten Strahlen spielen in der Sonnenenergie eine viel größere Rolle als das Ultraviolett. Sie machen im Gegenlicht zu diesen nur ein Prozent des Ultraviolets mehr als 60 Prozent der gesamten Sonnenstrahlung aus. Es muß deshalb ohne weiteres einleuchten, daß die Wärmestrahlen für alle Lebensvorgänge eine außerordentliche Rolle spielen. Prof. Gigan benutzte nun die Wärmestrahlen zu photographischen Aufnahmen vermittels Platten, die durch Redocin besonders empfindlich gemacht waren und nach auf Strahlen von 1,2tausendstel Millimeter reagierten (die chemischen Strahlen haben eine Wellenlänge von 0,29 bis 0,21tausendstel Millimeter).

Es ergaben sich dabei außerordentlich interessante Resultate vor allem bezüglich der Einwirkung der Wärmestrahlung auf die einzelnen Teile des Organismus. So z. B. stellte sich heraus, daß bei Menschen und Tieren die Lunge dasjenige Organ ist, das am meisten Wärmestrahlen absorbiert. Ein Stüchchen Lunge von nur fünf Millimeter Dicke läßt schon keinen einzigen Wärmestrahls mehr durch. Wenig durchlässig sind quergestreifte Muskeln. Es hat sich ferner herausgestellt, daß die Unterlebung der physikalischen Struktur der Gewebe viel empfindlichere Reaktionen ermöglicht als die chemische. Es lassen sich mit Hilfe der Wärmestrahlung Veränderungen ermitteln, die durch keine der bisher bekannten Methoden nachweisbar sind. Die Leber eines mit Phloridzin (ein in der Wurzelrinde mancher Obstbäume vorkommendes Giftozid, das häufig als Chininerzatz in der Medizin verwendet wird) vergifteten Kaninchens zeigte sich z. B. für Wärmestrahlen leichter durchlässig als die eines gesunden Tieres. Krebsgewebe zeichnen sich durch besondere Durchlässigkeit von Ultrarot aus. Auch Stoffwechselvorgänge kann man mit dieser Methode gut untersuchen. So ließe sich z. B. der Nachweis erbringen, daß durch Fütterung eines Kaninchens mit Zucker der Kohlenstoffgehalt im Blut erheblich ansteigt; das Blut verschlechte nach der Zuckerfütterung mehr Wärmestrahlen als vorher. Ein neues künstliches Auge hat sich der Mensch hier geschaffen, das noch leistungsfähiger zu sein scheint als alle bisherigen und das in der Aufdeckung von Krankheiten und Schädlichem Anschein nach in der Zukunft eine Rolle spielen wird.

Dr. L.

Der Mann am Faden

Ein Boxerroman
Von Heinz Hagemeister

(13. Fortsetzung.)

„Ja, prima Kundschafft, prima“, versicherte Kräppli mit wichtigem Gesicht. „Ich könnte ja ausgezeichnet von den Herrschaften leben.“ Er legte die Hand auf die fleischige Brust. „Aber meine Passion, sehen Sie, meine Passion. Ich muß bei richtigen, ernstern Sportseuten arbeiten. Wollen Sie's nicht mit mir versuchen?“

„Ich denke, Sie sind bei Mart?“ Tom war mißtrauisch.
„Doch, Mart, der is doch fertig. Den haben Sie doch zerfchlagen, der gibt's auf. Kauft sich 'n Laden. Ich bitte Sie, 'n Laden!“
„Ach noe.“ Tom war schadenstrotz.

„Was meinen Sie, den hab'n Sie so zermürbt, sein Herz is weg.“

„Meinen Sie, den hab' ich für immer erledigt?“
„Na aber, wer möchte das nochmal einsehen. Und 'n anderer kommt doch als Gegner gar nicht in Frage.“

„Also, ich hab' Mart wirklich fertig gemacht?“ Toms Augen glänzten und Kräppli sah in diesem Augenblick tief in Toms kleine eitle Matrosenleule.

„Nur, wer Ihnen in die Finger kommt, der is zerbrochen. Schadt' ihm nichts, gar nichts. Is 'n Inletzlicher gemeiner Mensch. Denken Sie bloß, hat 'ne Schwester, die nicht satt zu essen hat. Glauben Sie, die kann auch nur 'n Sechser aus Marten rausfodten?“

„Is er so?“
„Und das Mädel, mit dem er vier Jahre rumgezogen is? Ihre Stellung hat sie aufgegeben. Wie er noch nicht war, hat sie für ihn gesorgt. Und jetzt? Da sitzt sie, Misant ihrer alten Mutter. Ree, wissen Sie, wenn man das so mit angesehen hat, dann hat man genug.“

„Wenn Sie nun zu mir kommen würden, hätten Sie denn auch Zeit den ganzen Tag? Denn wenn schon, denn schon!“

„Ja, einesteils. Aber bedenken Sie doch die prima Privatskundschaft. Sie haben doch die Schreiben gesehen, Herr Matthes, die zahlen doch.“

„hm.“ Tom dachte nach.

„Neulich hat erst der Prinz Theodor zu mir gesagt: „Kräppli, Sie machen ja einen Toten wieder lebendig mit Ihrer Massage.“ Und das is bei so 'ner abgelebten Maschine nicht leicht. Aber Sie, so 'n schöner Mann in der besten Kraft!“

Tom wehrte bescheiden ab. Innerlich freute er sich wohlfühnig über die faulstüchigen Schmeicheleien.

„Am Besten soll unsere Zusammenarbeit nicht scheitern. Wir machen gar kein festes Gehalt ab. Sie soll'n Ihr Teil schon kriegen. Und mit der Privatskundschaft werden wir schon sehen.“ Tom hatte unwillkürlich huris Methode gewählt. Er sprach auch so energisch wie dieser.

„Sie können mich gleich mal massieren.“

Kräppli war sofort bei der Arbeit. Ihm machte das nage Angebot des Boxers durchaus kein Kopfzerbrechen. Erstens gedachte er keineswegs, die sichere, gutzahlende Privatskundschaft auch nur um eine Stunde zu schmälern. Das würde er sich schon einrichten. Und zweitens, unsichere Abkässe waren sowieso Kräpplis Spezialität. Er wußte, daß er immer gut dabei abkassiert.

„Ach, was haben Sie bloß für 'n Körper! So was hab' ich doch noch nicht geseh'n, muß ich selbst zugeben. Und die Haut, wie Seide. Aber wie Seide. Da müssen die Frauen ja verrückt werden.“

„Sind sie auch“, antwortete Tom blaßiert. Die Frauen, als ob man ihm Zeit gelassen hätte, auch nur eine einzige Frau, außer der treuen Behüterin Jockowicz, kennenzulernen. Er dachte mit Behmut und Stolz an die unterschiedlichen Liebesbriefe. Dabei drückte Marters Spionase ihn wie eine Zwangsjacke. Er war doch eigentlich vom frühen Morgen ab nie ohne Kufficht.

Das muß anders werden, dachte er. Er bewegte dabei seine Lippen. Wie er es auch stets tat, wenn er las.

Kräppli zwinkerte ihm mit seinen Schweinsäuglein an. „Was denn, Herr Matthes?“

Er bekam keine Antwort. Mit besonders aufmerksamer Sorgfalt massierte Kräppli Toms rechten Oberarm. So nebenbei sagte er dann: „Weiß ja, wie das is. Mit Mart konnten Sie's machen, der war auch dusselig. Wenn der geriebene Kerl, der Bechtold, zu ihm gesagt hätte, du mußt Vitriol trinken, das ist gut für die Form, dann hätt' er's getrunken. Der war so überzeugt, daß Bechtold bloß aus Interesse für ihn aufpaßt. Dabei hat er 'n Knapp gehalten, und der Bechtold hat gelebt wie 'n König in Frankreich.“

Toms Blick kreuzte sich mit Kräpplis schlauen Augen. Dann sagte er halb voll Mut, halb amüsiert: „Ich will Ihnen mal was sagen, Kräppli! Manche Leute wollen mich für dumm verkaufen. Aber die irren sich. Der hurt denkt vielleicht, ich weiß nicht, daß der schmierige Lasse Marter mir als Spion auf 'n Hals gesetzt wird. Denkt er. Wenn der aber nochmal hier angetanzt kommt, steigt er die Treppe runter. Aber achfantig. Ich hab' ihn schon mal rausgeschmissen, aber diesmal wird's richtig.“

Kräppli nickte. „Erzählen Sie doch mal, wie's war?“

„Gleich. Ich hab' ne neue Idee.“ Tom sah Kräppli listig an. „Wenn ich mit Marter absolut nichts mehr zu tun haben will, muß doch hurt einen neuen Aufpasser besorgen. Und der können Sie doch sein? So läßt der mich auf keinen Fall leben, ohne daß jemand um mich herum ist. Das muß doch gehen. Vielleicht bietet er's Ihnen von selbst an, vielleicht machen Sie die Sache. Soll er ruhig schlafen, ich will mich ruhig amüsierten. Was hab' ich denn sonst von meinem Geld, wenn ich's nicht ausgeben kann?“

Er lachte entzückt über seine schlaue Idee. Kräppli stimmte peräuschooll ein, daß sein dicker Bauch wackelte.

Gutgelaut landete Tom einen unermüdeten derben Stoß mitten in die wackelnde weiche Flöße. Kräppli strandete rückwärts auf dem Teppich. Er blieb mit komisch verblüfftem Gesicht boden. Sein Lachen erstarrte.

Tom dagegen brüllte vor Bergmügen. Kräppli sah in seinen Augen die Erwartung, wie er jetzt darauf reagierte. War er getränkt, dann hängte ihn Tom am Ende ab, und das schöne Geld war kuffich, das er aus ihm herauszucken wollte. Kräppli überlegte sich's und entschied sich fürs Nichts.

Tom reicht ihm die Hand. „Dicker, du bist richtig! Du gefällst mir. Wir beide werden den Laden schon schmücken, was? Du hast doch Sinn für 'n guten Witz. Marter war ewig die beleidigte

Leberwurst. Halt zu mir, soll dein Schaden nicht sein. Wollen du zueinander sagen.“

Kräppli freute sich aufrichtig. Er nahm Toms Hand. „Bist 'n feiner, anständiger Kerl, Tom. Kannst dich auf Kräppli verlassen. Ich hör' und seh' doch. Beim Kassieren quatschen sie alle. Hurt is prima als Manager, er weiß aber auch, warum er sich mit dir so drauf legt. Der kennt den Rummel.“ Er trat dicht an Tom heran und flüsterte: „Hat ja auch schon hinter den Traffen gesehen, aber mächtig.“

Toms Mund blieb offen stehen. „Was denn? Hurt? Is ja ausgeglichen!“

„Wieso ausgeglichen? Ich weiß es bestimmt. Das sind überhaupt manchmal die Besten.“

Tom war direkt erschüttert. Er grubelte vor sich hin. Kräppli stärkte ihn nicht, die Bille wußte erst wirken. Nachdenklich fragte Tom dann: „Ob seine Geschäftsfreunde das wissen?“

„I wo denn? Daß dir man nicht merken. Die können selber aufpassen.“

„Und das is nu ein Manager? Der möcht's wohl mit mir ebenso machen, wie Bechtold mit Mart, was? Aber Kuchen.“ Er öffnete huris Sprechweise nach. „Keine Weiber — verstanden?! Nicht mal meine Liebesbriefe hat er mir gegeben.“

Kräppli lachte laut auf. „Das glaub ich ihm. Die sind wohl mächtig hinter dir her, was? Du hast wohl an jedem Finger eine?“

Tom hätte um nichts seine bisherige Frauenmümmerei eingestanden. Er nickte mit distretem Nicken. „Aber ob nicht!“

„Was is denn dein Typ?“

„Ach, was heißt Typ —“ Tom hatte sich darüber noch nie Gedanken gemacht. Als er jetzt seinen gelegentlichen Verliebtheiten nachsann, kristallisierte sich daraus zu seiner eigenen Leberwurst ein Wesen, das mit Frau Jockowicz nicht die entfernteste Ähnlichkeit aufwies. Unfinn — Typ. Margot liebte ihn, liebte er sie?

Ihm kam ein Gedanke. Wie war denn das gewesen? Hatte nicht hurt die Hand auch dabei im Spiele gehabt? Hatte der nicht, der Freund dieses albern trummbeimigen Pferdehändlers, dessen Frau mit ihm verpuppelt?

Tom merkte, wie Kräppli ihn richtig belauerte. Er knurrte: „Mein Typ, Dicker? Das will ich dir sagen, wenn ich mich für 'ne Frau erwärmen soll, dann muß sie mir gehören, ganz allein.“

„Das sowieso, das is aber kein Typ, wie muß sie denn aussehen?“

Tom brütelte weiter. War er auch hier der bespitzelte Mart? Nein! Sie liebte ihn. So kann sich nur eine Frau hingeben, die

liebt. War sie nun mißgetrogen oder waren die heißen Nachbete? Wußte sie etwas?

Aber vielleicht waren diese Gedanken nur Unsinn. Tom warf den Kopf zurück. „Ich weiß nicht, ich habe keinen besonderen Typ.“

„So“, Kräppli sah ihn sehr erstaunt an. „Sowas war ihm noch nicht vorgekommen.“

„Was für Frauen kommen denn für dich in Frage?“ fragte Tom. „Schöne Schlanke. Früher war meine Frau ja so, aber jetzt wiegt sie fünfzig Pfund mehr als damals.“

„Na, damals warst du auch schlanker, was?“

„Na, klar. Wo trainierst du denn eigentlich, Tom?“

„Meistens in Schöneberg!“

„Ree, so was“, Kräppli tat, als hätte er das nicht gewußt. „Wo soll ich denn sonst trainieren?“

„Aber Mensch, ein Mann mit deinem Namen trainiert doch für sich. Die sehen die doch alles ab. Die sind doch auch nicht auf die Birne gefallert!“

„Ree, meinst du?“

„Ein Meister wie du kann sich ein eigenes Trainingsquartier halten. Nicht dir doch um Berlin rum so was ein. Da sind manchmal die schönsten Grundstücke für 'n Butterbrot zu haben. Mit Villa, Garten, Stall, Garage. Alles is da. Gestern hat mir erst wieder 'ne Dame so was erzählt. Die beste Zeit geht, in der Infaktion.“

„Was deine Kundschafft alles quatscht, erstaunlich.“

„Braucht gar nicht zu lachen, Tom. Das wäre vielleicht was für dich. Du verdienst doch genug. Da draußen an der Ostbahn. Bist immer gleich wieder in Berlin, wenn de Luft host zu hummen.“

Tom richtete sich kriegerisch auf. „Host eigentlich recht. Dann kann hurt mir den Buckel runterwischen.“

„Was hat denn das mit hurt zu tun? Mit dem überwirft dich man ja nicht, der versteht's Geschäft zu gut. Aber warum sollst du kein eigenes Quartier haben? Ist doch gute Reflame, das wird ihm schon gefallen. Außerdem sind die Leute, die das Grundstück verkaufen wollen, Befannte von ihm!“

„So, denn will ich's nicht.“ Tom wurde eigenfinnig.

„Aber erst recht. Wir sind doch auch so schlau wie er. Er soll denken, alles, was wir tun, is mit seinem Willen.“

„Du bist eigentlich ein ganz gemeiner Kerl“, sagte Tom. Er meinte das ehrlich.

Kräppli aber fühlte sich geschmeichelt. „Ja, wenn man sich so durchs Leben schlagen muß wie ich, dann wird man eben klug. Ich werde mal die Dame anrufen, ja? Fragen, wann du dir die Sache ansehen kannst!“

Kräppli ging zum Telephon. Tom warf sich auf einen großen Lederstuhl. Immer noch erregte es in ihm ein heimliches Behagen, wenn er sich in den seinen Wöbeln dehnte.

„Jawohl, gnädige Frau, Kräppli. A wie Knopp, ja, sehr richtig!“

Tom amüsierte sich über die eifrige Aufgeregtheit Kräpplis.

„So, wegen des Grundstücks. — — — Aber prima, prima. — — — Wann kann der Herr rausfahren? — — — Der deutsche Schwerkriegsmeister Herr Matthes — — — ja, Bager — — — Angst haben? — — — Ausgeschliffen, labelhafter Mensch, ich massiere ihn jetzt — — — wie? Das gnädige Fräulein — — — den ganzen Vormittag? Ausgezeichnet. Wollen gnädige Frau kufficht brauchen anrufen und das gnädige Fräulein verständigen? — — — Ja, danke.“

(Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Eskimoduelle.

Auch die Eskimos kennen das Duell; aber — das mag bei diesem auf einer niedrigen Kulturstufe stehenden Volk wunderbar erscheinen — sie tragen es mit geistigen Waffen aus. Der Zweikampf beginnt mit einer Herausforderung; sein Schauplatz ist der freie Platz inmitten des Lagers. Die Duellanten beginnen zum Schlag der Trommeln zu tanzen und werden von Liedern begleitet. Dann bringen sie die von ihnen verfassten Spottlieder auf ihren Gegner vor, in denen sie die Schwächen, schlechten Eigenschaften und dunklen Punkte aus der Vergangenheit des Gegners lächerlich machen. Wer zuletzt die Lacher auf seine Seite bringt, ist Sieger. Der Unterlegene ist aber durch seine Niederlage so beschämt, daß er nicht mehr bei seinem Stamm bleiben kann, sondern wegwandern muß. Diese Art des Duells steht im Einklang mit der friedliebenden, verträglichkeit Natur des Eskimos.

Der gute Kamerad . . .

In der brasilianischen Stadt Sao Paulo wurde bei einem Elefantentransport, den der Zirkus Pinheiro veranlaßt hatte, ein Elefant von einem Strohhalmwagen so angefahren, daß er zusammenbrach und den ganzen Strohhalm zerbrach. Die Polizei und die Kerle der Unfallstation waren machtlos, da ein zweiter Elefant heftig trompete und jede Annäherung an seinen Kameraden verhinberte. Erst nach stundenlangen Bemühungen gelang es dem Zirkuspersonal, den Elefanten zum Fortgehen zu bewegen, damit die Leiche seines Kameraden beiseite geschafft werden konnte.



Montag, 27. Januar.

Berlin.

- 16.05 Prof. Dr. Albert Defant: Der gegenwärtige Stand der Meereskunde.
- 16.30 I. Marie Hartzer-Schäfer: Passacaglia, C-Moll, op. 32. (Die Komposition. Klavier.) — 2. Busoni: Zehn Variationen über ein litauisches Volkslied. (Karl Dechert, Violoncell und Käthe Conrad, Klavier.) — 3. Beethoven: Lieder. (Dr. Paul Lorenzi, Bariton. Am Flügel: Käthe Conrad.) — 4. Rudolf Réti: Tanz. (Karl Dechert und Käthe Conrad.) — 5. Lieder. — 6. Elisabeth Kuyper: Ballade. (Karl Dechert und Käthe Conrad.)
- 17.30 Naturwissenschaftliche. (Sprecher: Prof. H. Reichenbach.)
- 18.00 Tenmusik.
- 18.40 Dr. med. Alfred Bayer: Die Trübsaltränen des Lebens.
- 19.00 Lic. Dr. Hans Hartmann: Der französische Arbeiter.
- 19.30 „Zeitschriften“: Indiscretions im englischen Parlament. (Gleichzeitig mit der Frankfurter Uraufführung.)
- 20.00 Aus der Staatsoper Unter den Linden: „Fra Diavolo“. Oper in 3 Akten von D. F. E. Auber. Dir.: Fritz Zwarg. Regie: Karl Holy.
- 22.30 Funk-Tanz-Unterhalt.
- Anschließend bis 0.30: Tanzmusik.

Königsplatzhaus.

- 16.00 Französisch.
- 17.30 Klavierlieder. (Walter Nitschberg, Meda Türk, Gesang.)
- 18.00 Dr. Lasch: Volkshilfswesen in Deutschland.
- 18.30 Englisch für Anfänger.
- 18.45 Landtagsabgeordneter, Kickhölzer: Vom Reichsausschuß für Bienenzucht.
- 19.20 Oberhaart Baerwald: Baupolizeiliche Bestimmungen.

Eine Bärin frißt ihre Jungen.

Die Städte Niederösterreichs bereift zur Zeit ein Wanderjaktus, der zu seiner Tierchau auch eine Grizzlybärin zählt. Dieses Tier brachte zur großen Freude des Zirkusbesizers zwei Junge zur Welt. Nach zwei Tagen aber waren diese aus dem Käfig verschwunden. Das Käfig löste sich sehr schnell. In einer Ecke des Zwingers wurde ein armeloses Häufchen hübsch abgenagter Knochen vorgefunden. Die junge Mutter hatte ihre Kinder bis auf diese schabigen Leberreste aufgefressen.

Ivar Kreugers Aufstieg.

Der Name des schwedischen Zündholzfabrikators Ivar Kreuger war in den letzten Monaten in aller Munde, als er seine Monopolgewalt auch über Deutschland ausdehnte. Das Werk des jetzt 44jährigen, die Vereinigten schwedischen Zündholzfabriken, das mit Hilfe von 225 Tochtergesellschaften in jedem bekannten Lande außer Rußland arbeitet, stellt 75 Proz. aller Streichhölzer her, die in der Welt benutzt werden, und jede dritte Person unter den fast 2 Milliarden Bewohnern der Erde bedient sich schwedischer Streichhölzer. Erst vor 15 Jahren hat Kreuger den Grundstein zu seiner Weltkollatur im Reich der Zündhölzer gelegt. Damals vereinigte er die schwedischen Zündholzfabriken zu einem Trust und führte ein Rationalisierungssystem durch, bei dem die kleinen Fabriken geschlossen, die anderen verbessert und vergrößert wurden. Der Ausbruch des Weltkrieges eröffnete ihm weite Aussichten. Er sicherte sich 40 000 Hektar schwedischer Waldungen und ungeheure Baumbestände in den baltischen Provinzen; er führte ein System der Aufforstung durch, das ihm einen gerodeten unerschöpflichen Holzvorrat sicherte, erwarb Papierfabriken, Druckereien, Kraftwerke, Laboratorien für die Herstellung von chloräurem Kali und Phosphor und vereinigte so den gesamten Erzeugungsprozeß in seiner Hand. Dann galt es, von Schweden aus die Welt zu erobern. Dazu brauchte Kreuger wie jeder Feldherr Geld und wieder Geld. Aber seine Kreditwürdigkeit war bereits so groß, daß ihm die schwedische Handelsbank in Stockholm 80 Millionen Kronen vorstreckte, mit denen er den Grundstein zu dem internationalen Zündholzkoncern legte. Die Epoche der Monopole begann mit seinem Eindringen in Polen 1922. Bei dem großen Geldbedarf, den alle Staaten zeigten, gelang es ihm vielfach, gegen eine Anleihe das Monopol zu erhalten, und so herrscht er jetzt als Diktator nicht nur bei uns in Deutschland, sondern auch in Polen, Ungarn, Jugoslawien, Lettland, Rumänien, Griechenland, Peru und Ecuador, und in anderen Ländern besitzt er wenigstens einen bedeutenden Einfluß auf die Zündholzfabrikation.

Vom Kampf gegen den Lärm.

Besonders in der Stadt wird der Lärm immer größer, und immer stärker wird der Kampf, der gegen ihn geführt werden muß. Dabei soll das „Audiometer“ helfen, dessen Namen man mit „Hör-messer“ übersetzen kann. Eine Art Mikrophon fängt den Lärm irgendeiner Geräuschquelle auf und führt ihn einem trompetenartigen Lautsprecher zu. Vor diesem befindet sich dann eine ganz dünne Platte oder Membran, welche von den Schallwellen in Schwingungen versetzt wird, und diese ist mit einem winzigen Spiegel versehen, der zu allerhand Zitterbewegungen gezwungen wird. Ein Lichtstrahl, der auf diesen Spiegel fällt, rückt hin und her und wirft auf einem Film eine Zeigelinie auf, die genau über Art und Stärke des Störgeräusches Auskunft gibt, so daß man erkennen kann, welche Rolle dieses in dem allgemeinen Lärm spielt.

Die vergesslichen Berliner

Was sich alles im Fundbüro der BVG. zusammenfindet

Wenn an einem Regentage 180 stehengebliebene Schirme allein im Fundbüro der städtischen Verkehrsbetriebe einlaufen, so hat damit der sprichwörtlich gewordene „zerstreute Herr Professor“ eine recht stattliche Gefolgschaft gefunden. In diesem Fundbüro präsentiert sich dem Besucher ein reichliches Lager aller möglichen und unmöglichen Gegenstände.

Neben den Schirmen stellen Handschuhe, Hand- und Manteltaschen, Portemonnaies und Stadtkofferchen das Hauptkontingent. Außer den Paketen großen und kleinen Formats sind es dann noch, der Jahreszeit entsprechend, ganz bestimmte, regelmäßig und in Massen wiederkehrende Dinge, deren sich der Besitzer ungewollterweise entledigt hat. Im Sommer Badelaken und Trikots, Thermosflaschen und Rinderspitzzeug, im Winter Strickjassen und Wollschals, Strickhandschuhe und Wollmützen. Für einzelne Stullenpakete ist ein separater Sammelkorb vorhanden; diese werden dann für einige Pfennige als Hünerfutter abgegeben. Auch eine ganz ansehnliche Bibliothek vergessener Bektüre ist vorhanden, und in einer Ecke trauert eine einsame Büste Beethovens.

In trauriger Gemeinschaft liegen dann bunt zusammengewürfelt jene Gegenstände, um deren Wiedererwerb ein allzu heftiges Interesse nicht mehr entbrennt. Ein Paar kaputte Kopfhörer neben einer Ökumene, ein ausgebleichtes, stark oxydierendes Offizierskoppel, ein Paar Einlegesohlen, ein Hundemantel, eine Pfeife, ein antikes Brillenfutrol, ein Teddybär und was der Koffbarkeiten noch mehr sind. Gebrauchte Taschentücher und ebenjohliche Wäsche, die vermutlich statt zur BVG. zur Wäschefrau sollte, haben wiederum ihr Sammelbecken. Gesundene Gegenstände, die innerhalb 14 Tagen nicht reklamiert werden, wandern dann nach dem Keller, wo sie weitere 6 Wochen ihres Besitzers harren; ist auch diese Frist vorüber, dann werden sie im Wege einer richtigen Inventuraufnahme gezählt, geordnet, in Listen eingetragen und bei der Versteigerung dem Meistbietenden überlassen. Es sind dies meist kleine Händler, die für all das Zeug ihre Abnehmer und dabei auch ihren kleinen Verdienst haben. Es entbrennt bei solch einer Versteigerung oftmals ein heftiger Kampf zwischen den verschiedenen Interessenten. Auch der Publikumverkehr mit dem Fundbüro zeitigt manchmal recht temperamentvolle Auseinandersetzungen. Der Verlust eines Gegenstandes erzeugt ja oft und für sich schon eine etwas veränderte Gemütsverfassung, und je nach dem Temperament des einzelnen zeigt dann sein Neurobarometer veränderliches, windiges oder ganz stürmisches Wetter an. Der eine hat absolut kein Verständnis dafür, daß ein Gegenstand, den er am Mittwoch verlor, nicht bereits am frühen Nachmittag abholungsbereit seiner harret,

der andere weist voll Entrüstung das Mißtrauensvotum des Ausweiswanges von sich und findet es „einfach unerträglich“, daß man ihm auf seine treuen Augen hin den betreffenden gefundenen Gegenstand noch nicht auchhändigen will, und der dritte stellt gar an den Beamten das Ansuchen, ihm sein Eigentum selbst herauszugeben zu lassen.

Es wird natürlich auch allerlei Mißbrauch versucht. So reklamierte eine Frau ein verlorenes Portemonnaie mit Pfandschein mit dem Bemerkten, sie hätte vom Fundbüro Nachricht über den Eingang des verlorenen Gegenstandes erhalten. Sie konnte jedoch weder das betreffende Schreiben, noch die Adresse des Pfandhebers nachweisen, so daß ihren Angaben kein Glauben geschenkt werden konnte. Ein anderes Mal meldet eine Frau den Verlust eines Kleides auf der und der Fahrstrecke; nachdem sie sich ausreichend legitimieren und den verlorenen Gegenstand genau beschreiben konnte, ward ihr dieser ausgefolgt. Am nächsten Tage reklamierte eine andere Frau denselben Gegenstand. Welche war nun die Eigentümerin? Auch der Humor kommt oft zu seinem Recht. So behauptete ein Herr steif und fest, er hätte auf der U-Bahn-Strecke Rosabild einen Schirm stehengelassen. Alle Klärungen des Beamten, daß diese Strecke ja überhaupt noch nicht existiere, stießen auf heftigsten Widerstand, er war um seinen Preis der Welt von seinem Irrtum zu überzeugen. Schließlich mußte er wohl oder übel unerrichteter Sache wieder absteigen. Ruhig Blut und ein verständnisvolles Eingehen auf die Verliererpflicht sind ein äußerst wichtiger Faktor im Dienst am Kunden. Nebenbei stellen die Frauen das größere Verliererkontingent.

Die Bearbeitung der Fundstücke ist folgende: Der Schaffner, der einen Gegenstand gefunden hat, macht seinen Fundbericht und liefert diesen samt der Fundstücke bei der Abrechnung auf seinem Bahnhof mit ab. Hier wird der betreffende Gegenstand laut Fundbericht in das Fundbuch eingetragen. Durch täglich verkehrende Dienstaute werden die Fundgegenstände samt Bericht auf den verschiedenen Bahnhöfen eingesammelt und dem Fundbüro abgeliefert. Hier wird jeder Bericht geprüft, der Gegenstand mit einer Nummer versehen und einfortiert. Geld- und Wertgegenstände werden separat verwahrt. Auch der kleinste, unwichtigste Gegenstand wird ordnungsmäßig geprüft, verbucht und verwahrt.

Wetter für Berlin. Neblich oder mäßig, mit Neigung zu etwas Schnee. Temperaturen wenig verändert. — Für Deutschland. Wolkig, im Norden vielfach neblig, im Süden mit vereinzelt Schneefällen und wenig geänderten Temperaturen.

Entrüstung der Reichsbahnarbeiter.

Ueber die Tarifpolitik der Hauptverwaltung.

Wie stark die Entrüstung der Reichsbahnarbeiter über die Verschleppung der Tarifverhandlungen durch die Reichsbahn-Hauptverwaltung und die schließlich erfolglose Ueberreichung eines gänzlich unzulänglichen Vertragsentwurfs ist, konnte man am 23. Januar auf der Mitgliederversammlung der Werkstättenarbeiter der RHB. Groß-Berlins sehen. Genosse Reuendorf vom Hauptvorstand erläuterte vor der recht gut besuchten Versammlung noch einmal den Gang der seit 1927 hinsichtlich der Verhandlungen und die Ursachen, die die Tarifgewerkschaften zum Abbruch dieser Verhandlungen veranlaßt haben. Auch wenn die Hauptverwaltung 50 Prozent von den in ihrem Tarifentwurf geforderten Verschlechterungen nachlassen würde, dann wäre dieser Entwurf immer noch untragbar für die Arbeiterkraft.

Genosse Reuendorf erklärte schließlich, wenn es zu keinem Neuabschluß des Tarifs kommt, dann wird der Einheitsverband den alten Vertrag mit allen arbeitsgerichtlichen Entscheidungen, die zu 75 Prozent zugunsten der Reichsbahnarbeiter ausgefallen sind, kommentiert herausgeben und eine Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen anstreben, wie es das Interesse der Eisenbahner erfordert.

Ohne jede Diskussion wurde einstimmig eine Entschließung angenommen, in der die Entrüstung der Versammelten über den reaktionären Tarifentwurf der Hauptverwaltung zum Ausdruck gebracht und der Abbruch der Verhandlungen gutgeheißen wird. Die Versammlung ließ dem Einheitsverband weiterhin freie Hand für alle notwendig erscheinenden Maßnahmen. In einem zweiten Beschluß wurde an die Kollegenchaft und die Verbändeinstanzen appelliert, nichts unversucht zu lassen, um die Arbeitslosen im Betriebsdienst und den Werkstätten zu unterstützen.

Einen ähnlichen Verlauf nahm die Mitgliederversammlung der Betriebsarbeiter, wo am Dienstag Genosse Drexel über das gleiche Thema referierte. Auch hier wurde eine Entschließung angenommen, die die große Entrüstung der Reichsbahnarbeiter zum Ausdruck bringt.

Die Arbeitslosigkeit in Oesterreich.

Besprechung zwischen Bundeskanzler und Gewerkschaften.

Bundeskanzler Schöber empfing am Sonnabend die Vertreter der Freien Gewerkschaften und der Arbeiterkammer zu einer Besprechung über die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.

Der Bundeskanzler versprach, die von den Gewerkschaften in einer Denkschrift zusammengefaßten Wünsche im Rahmen des Wirtschaftsprogramms der Regierung nach Möglichkeit zu berücksichtigen.

Theater, Lichtspiele usw.

Mon. 27. 1. Staats-Oper Unter d. Linden Tel. N. 1. 1. 11. 11. Jahres-Ab. 7. M. 25 20 Uhr Fra Diavolo Ende 22 1/2 Uhr	Mon. 27. 1. Stadt. Oper Bismarckstr. 20 Uhr Ges. bio. sene Vorstellung Ende n. 22 1/2 U.
Staats-Oper Am Platz der Republik Vorst. 16 20 Uhr Die verkaufte Braut Ende n. 22 1/2 U.	Staatl. Schauspiel. am Lustgartenmarkt R.-S. 70 20 Uhr Oedipus Ende 22 1/2 Uhr
Staatl. Schiller-Theater, Charlubg. 20 Uhr So und so, so geht der Wind Ende gegen 22 1/2 Uhr	

Winter Garten

8.15 Uhr - entr. 2019 Stunden erlaubt
Original 16 Lawrence Tiller-Girls
Paul Westermeyer, Ernst & Yvonne etc.

Renaissance-Theater

Täglich 8 1/2 Uhr
PARISER LEBEN
Operette von Offenbach.
Regie: Gustav Hartung.
Musikalische Leitung: Theo Mackeben.
Steinplatz 01 0901 u. 2983/94.

Theater I. d. Behrenstr. 53-54

Direktion Ralph Arthur Roberts
8 1/2 Uhr
Vater sein, dagegen sehr
Sonntag auch nachm. 4 Uhr (halbe Pr.)

Volkstheater

Theater am Blücherplatz.
8 Uhr
Uraufführung
Apollo
Brunnenstraße
Vollstück von Großmann und Hesse!
Musik: Theo Mackeben.
Regie: Jürgen Fehling.

Staatl. Schiller-Th.

8 Uhr
30 und so, so geht der Wind

Theater am Schiffbauerdamm

8 1/2 Uhr
Die Gartenlaube

Volkstheater am Platz der Republik

8 Uhr
Die verkaufte Braut

Deutsches Theater

Dönhof 170
Täglich 8 1/2 Uhr
Die Straße
mit Albert Hermann.
Regie: Heinz Hilper.

Th. a. Nollendorplatz

Vork. 10-2. Kl. 2091
Täglich 8 1/2 Uhr
Menschen im Hotel
von Vicki Baum.
Regie: Gustav Hartung.
Sylvia Blum, Margarete Köpcke, Kemp, Karthe, S., 310 u. ed. v. Lalmay

An die Bevölkerung Groß-Berlins!

In dem Bewußtsein, daß es keine leichte Aufgabe ist, das trotz schwerer wirtschaftlicher Krise außerordentlich nach der künstlerischen Seite hin hochentwickelte Schaubildnis des Reichshauptstädtlers zu befriedigen, wage ich dennoch, mein Unternehmen — den größten Zirkus Europas — den Berlinern zu zeigen in der sicheren Erwartung, daß man in Berlin, der Stadt gastloser Arbeit und energiegelobten Vorwärtstrebens, für meine Arbeit und den tieferen Sinn meines Unternehmens Verständnis haben wird. Ich gliedere die Artisten aller Nationen in ihren entwickelten, hervorragenden Leistungen zu organisch abgeschlossenen Schauspielen und gebe damit in einer einzigen von den Farbflekten modernster Lichttechnik überdrossenen Riesenmanege ein eindringliches Bild von dem artistischen Schaffen aller Länder der Erde. In dieser Zeit der Erdenssehnsucht, wo alle Völker ein harmonisches Zusammenarbeiten mit den Nationen erstreben und die olympischen Spiele die Besten zum ehrenvollen Wettkampf aufrufen, wird mein artistischer Völkerbund von 40 Nationen, der jeden Abend um die Palme des Erfolges ringt, ein Symbol gemeinsamen Schafes aller Völker der Erde sein. Insofern erhebe ich für mein Unternehmen den Anspruch, über des Wesens das übliche Zirkus hinaus als Spiegel des Artisten-Weltkönnens betrachtet zu werden. Ich habe an meinem Unternehmen unablässig gearbeitet, es hat an Qualität und Quantität seit meinem letzten Berliner Gastspiel umfassend gewonnen. Die letzten Tierdressuren zum dem Geiste der eingegliedert, und wenn ich noch hinzufügen, daß meine Tierdressuren zum dem Geiste der Freundschaft mit dem Tiere gehandhabt werden, daß der humane Gedanke auch im wildesten Raubtier zur Anwendung gebracht wird, so daß die Tierdressur — wie sie in meinem Unternehmen Pflicht ist — zum Triumph des menschlichen Geistes über das Tier wird, so werde ich auch um die Freundschaft jener werben, die das Tier ebenso lieben wie ich.

Am 7. Februar, abends 7.30 Uhr, eröffne ich mein Unternehmen im geheilten, transportablen Winterbau auf dem Tempelhofer Feld.

Hans Stosch SARRASANI

Nur ganz wenige Tage!

SCALA

Täglich 8 u. 8 1/2 Uhr. Barbarossa 9256
Prakt. 1-11. Wochentag. 50. 50 Pf. 3-11.
3 Swifts, Corin, 10 Postar-Girls, Austel
& Arthur, Mac Wall, Florence & Grip usw.

ROSE THEATER

Gr. Frankfurter Straße 132
Teleph. Alexander 3422 u. 3494
Nur noch bis Dienstag, den 28. Januar 1930 (tägl. 8.15)
Die Czardasfürstin
Sennabend, nachm. 2.30 Uhr,
Märchenvorstellung
Der gestiefelte Kater
Ab Mittwoch, 29. Januar (tägl. 8.15 Uhr)
„Gasparone“
Operette in 3 Akten v. Blücker

Deutsches Theater

3.1 Norden 12.31
Tägl. 8 1/2 Uhr
Der Kaiser v. Amerika
von Max Reinhardt

Kammerspiele

D.1 Norden 12.31
Heute 7 1/2 Uhr
Zum 1. Male
Der Kandidat
von Carl Sternheim
Regie: Hans Scharf.
Bühnenbilder: George Gross

Holla di Bulla

Idemst von Arnold und Bah.
Täglich 8 1/2 Uhr
Lustspielhaus
Friedrichstr. 236
Bergmann 2922/23.
Täglich 8 1/2 Uhr
Liebe auf den zweiten Blick

Karnowsky - Jähnen

Theater in der
Ciegrützer Straße
Täglich 8 1/2 Uhr
Professor Bernhardt
von Arthur Schnitzler
Regie: Victor Sarawsky

Komödienhaus

Täglich 8 1/2 Uhr
Der Lügner und die Nonne
von Curt Götz

Metropol-Th.

8 1/2 Uhr
Das Land des Lächelns
Vera Schwarz,
Richard Tauber
Musik von Franz Lehár

Verkäufe

Möbel

Wohlfühler
mittle Kredit
und hat
Wohlfühler,
große Auswahl,
keine Geleile
Wohlfühler!

Schlafzimmer 455,-
Bettzimmer 300,-
Bettzimmer 115,-
Bettzimmer 90,-
Bettzimmer 60,-
Bettzimmer 45,-
Bettzimmer 30,-
Bettzimmer 15,-
Bettzimmer 10,-
Bettzimmer 5,-
Bettzimmer 3,-
Bettzimmer 2,-
Bettzimmer 1,-
Bettzimmer 0,50,-
Bettzimmer 0,25,-
Bettzimmer 0,10,-
Bettzimmer 0,05,-
Bettzimmer 0,02,-
Bettzimmer 0,01,-

Musikinstrumente

Violinen, Violen, Violoncelli, Kontrabässe, Gitarren, Klaviere, Orgeln, Harmonikas, etc.

PIAZZA

Tägl. 8 u. 8 1/2
Sonnt. 2. u. 8 1/2
A. ex. 8066

INTERNAT. VARIETE

CASINO-THEATER

8 1/2 Uhr
Lothringer Straße 57
Der Sensations-Schlager
Seine Kohalt der Beiler
und ein erkl. buntes Programm
Für unsere Leser!
Futschlein 107 1-4 Personen
Fautoull nur 1.25 M., Sessel 1.75 M.,
Sonstige Preise: Parken u. Rang 0.80 M.

Die Komödie

11 Blumck. 2414/7516
8 1/2 Uhr
Victoria
von S. Maugham.
Regie: Max Reinhardt.

Elte-Sänger.

Das große
Januar-Pr. 7.1
Das kann man
3 mal sehen!
Endlose Lachfälle!!!

KABARETT

ALTBAYERN

AM BAHNHOF BERLIN OSTPORT 37-39
8.30 UHR
KASINO 8.30 UHR
KASINO 8.30 UHR

Theater d. Westens

Täglich 8 1/2 Uhr
Hotel Stadt Lemberg
Musik von Gilbert
Käthe Dorsch
Leo Schützendor.

Mein Gemütszustand

1. Auflage

Kaufgesuche

Zahngelbes, Zahnweh, etc.

GROSSES SCHAU-PIELHAUS

8 Uhr
3 Musketiere
Regie: ERIK CHARELL.
3 Sonntag nachm. engl. Falbe Pr.

Reichshallen-Theater

Abends 8.30 u. 10.30
Steinler-Sänger
Das große Januar-Programm!
Das ist: „Logis Wiltwun“
Reichhaltige tolle Preise, tolle Progr.

Lessing-Theater

Norden 10.56
Täglich 8 Uhr
Affäre Draylus
von Rehblich und Herzog

Pianciarum

am Zoo
Täglich 8 1/2 Uhr
16 bis 19 Uhr 55 Pf.
10 bis 14 Uhr 10 Pf.
19 bis 10 1/2 Uhr 10 Pf.
Abendzimmer
20 Pf. Das Weltall
im Lichtbild. Die
Milchstraße.

NEUE WELT

U-Bahn Hermannstraße Arnold Schön
Eisenbahn 100-114
Gr. Bockbierfest
und GROSSE A'PENBALL
7 Kapitel. — Eine Sensation. — 50 typische Mads.
Einlaß: Wochentags 6 Uhr. Sonntags 4 Uhr.
Dienstag, den 28. Januar 1-30
Ersten von ganz P. Schwinn auf dem
Riesenschiff und Prämierung des kleinsten
Riesenschiffes
* Geldpreise: 50, 40, 30, 20, 10 RM.

Mein Gemütszustand

1. Auflage

Verschiedenes

„Mamant“-Wohlfühler, Berlin, usw.

Vermietungen

Wohnung, etc.

Berliner Uik-Trio

Neukölln, Labstr. 74/74

Berliner Uik-Trio

Neukölln, Labstr. 74/74

Pianciarum

am Zoo
Täglich 8 1/2 Uhr
16 bis 19 Uhr 55 Pf.
10 bis 14 Uhr 10 Pf.
19 bis 10 1/2 Uhr 10 Pf.
Abendzimmer
20 Pf. Das Weltall
im Lichtbild. Die
Milchstraße.

NEUE WELT

U-Bahn Hermannstraße Arnold Schön
Eisenbahn 100-114
Gr. Bockbierfest
und GROSSE A'PENBALL
7 Kapitel. — Eine Sensation. — 50 typische Mads.
Einlaß: Wochentags 6 Uhr. Sonntags 4 Uhr.
Dienstag, den 28. Januar 1-30
Ersten von ganz P. Schwinn auf dem
Riesenschiff und Prämierung des kleinsten
Riesenschiffes
* Geldpreise: 50, 40, 30, 20, 10 RM.

NEUE WELT

U-Bahn Hermannstraße Arnold Schön
Eisenbahn 100-114
Gr. Bockbierfest
und GROSSE A'PENBALL
7 Kapitel. — Eine Sensation. — 50 typische Mads.
Einlaß: Wochentags 6 Uhr. Sonntags 4 Uhr.
Dienstag, den 28. Januar 1-30
Ersten von ganz P. Schwinn auf dem
Riesenschiff und Prämierung des kleinsten
Riesenschiffes
* Geldpreise: 50, 40, 30, 20, 10 RM.

NEUE WELT

U-Bahn Hermannstraße Arnold Schön
Eisenbahn 100-114
Gr. Bockbierfest
und GROSSE A'PENBALL
7 Kapitel. — Eine Sensation. — 50 typische Mads.
Einlaß: Wochentags 6 Uhr. Sonntags 4 Uhr.
Dienstag, den 28. Januar 1-30
Ersten von ganz P. Schwinn auf dem
Riesenschiff und Prämierung des kleinsten
Riesenschiffes
* Geldpreise: 50, 40, 30, 20, 10 RM.